

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

Johannes Busch

Ein Herold des Königs

Eberhard Busch

Johannes Busch

Ein Herold des Königs

Von
Eberhard Busch

2. Auflage
(9.—14. Tausend)



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 149 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Einleitung	5
Die Zeit der Jugend und des Lernens	6
Die ersten Jahre des Pfarrdienstes	19
In den Schrecken des Krieges	31
Vater Busch und seine Familie	38
Was Johannes Busch verkündigte	48
In der Weite des Dienstes	54
Die Gemeinschaft der Heiligen	70
„Deine Güte ist besser als Leben“	76

Vorwort

Der Brunnen-Verlag hat darum gebeten, daß nun auch eine Kurzbiographie über meinen Vater Johannes Busch erscheinen soll, nachdem bereits vor einigen Jahren ein ausführliches Lebensbild über ihn von seinem Bruder Wilhelm geschrieben worden ist (erschieden im Aussaat-Verlag, Wuppertal). Daß mit diesem Buch manche Überschneidungen stattfinden, ließ sich natürlich nicht vermeiden.

Außer in dem Kapitel über den „Vater“ habe ich mich in der vorliegenden Biographie weniger auf meine Erinnerungen an ihn verlassen können. Vielmehr wurden zur Darstellung meist schriftliche Quellen herangezogen, das heißt seine Bücher, seine Andachten und Predigten, seine Zeitschriftenartikel und seine umfangreiche Korrespondenz, vor allem die mit seinem engeren Familienkreis.

Gehört nun Johannes Busch schon selbst zu der „Wolke von Zeugen“, von der er so oft sprach, so können wir auch von ihm nicht anders reden, als daß wir uns sogleich aufrufen lassen: „Darum auch wir, weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen alles, was uns beschwert, und die Sünde, die uns ständig umstrickt, und lasset uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens!“ (Hebr. 12, 1. 2.)

Basel, im Sommer 1960

Eberhard Busch

Einleitung

Ein grauer Tag lastet über dem Moseltal. Durch die Gassen des alten Weinstädtchens Cochem gellt das kreischende Lachen von Frauen. Weiberfastnacht! Die Nonnen, die im nahegelegenen Krankenhaus ihren Dienst versehen, schließen eilig die Fenster, um den Patienten die nötige Ruhe zu geben. Hier liegt auch Pfarrer Johannes Busch. Vor wenigen Tagen noch ist er fröhlich mit seinem Auto losgefahren, um in Trier bei einem Jugendfest zu predigen. Und dann fuhr in der Nacht das Auto eines Betrunkenen in seinen Wagen hinein. Der Fahrer Buschs war sofort tot, und er selbst liegt nun mit zerschmettertem Bein im Klosterkrankenhaus. Welche Woge von Teilnahme weht in das stille Krankenzimmer! Grüße von Kirchenfürsten und von leitenden Männern des CVJM aus verschiedenen Teilen Europas, Genesungswünsche aus allen Gegenden Deutschlands von Pfarrern, von Kaufleuten und Ingenieuren, aber auch von Arbeitern, Beamten und Studenten. Johannes Busch ist ja der Leiter des Westdeutschen Jungmännerbundes, und seine Stimme hat im Weltbund des YMCA Gewicht. Er ist zugleich Landesjugendpfarrer von Westfalen, ist berufenes Mitglied der gesamtdeutschen Synode der Evangelischen Kirche, ist im Vorstand der Evangelischen Allianz und des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes, sowie der Rheinischen Mission.

Aber was soll die Aufzählung von Titeln und Gremien? Johannes Busch betonte es immer wieder, daß ein Christenleben nicht darin seinen Sinn und Wert hat, daß man berühmt wird und in möglichst vielen Ausschüssen sitzt. „Das Maß unserer Arbeit bestimmen nicht wir selbst, sondern der göttliche Auftraggeber.“ Was kann dann der Grund sein, das Lebensbild von Johannes Busch zu betrachten? War er ein solch einprägsamer christlicher Charakter? Aber hören wir ihn selbst: „Der Dienst Gottes hängt nicht von einzelnen Persönlichkeiten ab. Er lebt

davon, daß es Gott hin und her gefällt, einzelne herauszugreifen, daß sie einfach dem Ruf folgen müssen, darum, weil das Wort geschah.“ Und einem aufdringlichen Autogrammjäger schrieb er einmal in sein Buch hinein: „Es ist in keinem andern Heil als in dem Namen Jesus.“ Das war das eine Anliegen, um das es Johannes Busch ging. Und wenn nun von ihm die Rede sein soll, dann kann das nur ein Hinweis sein auf das Eigentliche: die Sache des Königs.

Weil es um diese Sache ging, konnte er bei den grimmen Schmerzen im unbequemen Streckverband fröhlich und getrost bleiben. Deshalb diktierte er von seinem Krankenbett: „Wir sind ja doch alle immer wieder unter der Versuchung, wir seien unentbehrlich. Und dann zeigt uns der Herr, daß sein Reich weitergeht, auch wenn wir beiseite liegen. Es ist mir ein so königliches Erlebnis, wie das Werk unseres Herrn draußen weitergeht, während er mir alles aus den Händen genommen hat. Man lernt, daß es ganz große Erbarmung ist, wenn er uns je und dann ein bißchen mitarbeiten läßt, daß aber immer und überall nur einer zu preisen und zu loben ist: unser Herr allein . . .“

Nur unter diesem Blickpunkt kann uns das Leben von Johannes Busch interessant und hilfreich werden, nämlich „daß aufleuchte Seine Herrlichkeit, genährt durch unsere Ohnmacht“.

Die Zeit der Jugend und des Lernens

Über die Wahl seines Namens war Johannes Busch später sehr glücklich: „Als Kind habe ich mich oft dieses langen, ungewöhnlichen Namens geschämt. Je älter ich werde, desto lieber wird mir dieser Name. Johannes heißt: Gott ist gnädig. Darauf möchte ich leben und mit dem Namen allein einmal drüben ankommen.“ Dieser Grundton lag von Anfang an über seinem jungen Leben. Aller-

dings stand die Namenswahl im Zusammenhang mit einem bestimmten Ereignis. Eine Woche, bevor er am 11. März 1905 in Wuppertal das Licht der Welt erblickte, starb in Württemberg sein Großvater Johannes Kullen.

Wenn der Wanderer vom lieblichen Städtchen Urach aus den Weg vom Tal in die Höhe nimmt, gelangt er oben auf der Alb in ein kleines Dorf Hülben, das vor Jahrzehnten noch in bitterer Armut lebte. Mitten im Dorf erhebt sich ein altes, riesiges Haus, das unter seinem weit ausladenden Dach die Schule, Stallungen und Scheune und schließlich darüber eine geräumige Wohnung birgt. Seit über 200 Jahren wohnt hier Generation auf Generation die Familie Kullen. Immer sind sie Bauern und Lehrer gewesen. Aber dazu kam noch ein Weiteres: das Schulhaus war ein Mittelpunkt und Sammelplatz des Pietismus auf der Schwäbischen Alb. Die Hülbener „Stund“, in der sich Männer und Frauen aus dem Dorf um das Wort Gottes sammelten, sollte später für Johannes Busch ebenso selbstverständlich zu seinen Ferien gehören wie die Wanderungen in die herrliche Umgebung zu den gewaltigen Ruinen, zu den lieblichen Aussichtspunkten und zu den Höhlen im Kalkgestein.

Eine Tochter des Johannes Kullen, der durch seine Originalität und Bibelfestigkeit weitbekannt war, heiratete den jungen Pfarrer Dr. Wilhelm Busch. Dieser stammte aus dem rheinischen Pietismus. Als 1859 die Cholera so furchtbar in Wuppertal wütete, waren viele Kinder elternlos geworden. Da erkannten die Kreise der Erweckung die Not und gründeten ein Rettungshaus. In die Leitung wurde der Vater von Dr. Wilhelm Busch berufen. Dieser hatte eigentlich in seiner Jugendzeit den Gärtnerberuf erlernt und erst später auf den Lehrerberuf umgesattelt. Der Hang zur Gärtnerei hat sich übrigens auf seinen Enkel Johannes Busch vererbt. Mit Leidenschaft hat er immer sein liebliches Gärtchen hinter dem Haus gepflegt und einmal lachend gesagt: „Wenn ich in den Himmel komme, möchte ich gern in die himmlische Gärtnerei.“

Und dort wünsche ich mir, daß ich in die Abteilung Rittersporn versetzt werde.“ – So trafen also in der Ehe von Dr. Wilhelm Busch und Johanna Kullen schwäbischer und rheinischer Pietismus zusammen.

Johannes Busch ist in Elberfeld geboren. Kurz darauf zog die Familie nach Frankfurt, wohin der Vater gerufen worden war. Johannes war das siebente Kind und wie jedes der neun Kinder die Wonne seiner Eltern. Eines Sonntags hatte man ihn in ein sauberes, weißes Matrosenanzüglein gesteckt. Da entwischte der Dreijährige und entdeckte sogleich eine – Pfütze als idealen Spielplatz. Von Schmutz überzogen kam er zurück. Die Tante weinte fast, daß der Sonntagsstaat dahin war, und seufzte: „Aber Johanneslein, das hast du mit Absicht getan!“ Er aber strahlte: „Nein, mit Freuden!“ Man schimpfte nicht. Die Mutter ließ ja den Kindern viel Freiheit und sagte: „Meine Kinder dürfen gern toben, wenn sie nur nicht sündigen.“ Sie pflegte in ihrem breiten Schwäbisch zu sagen: „So e vermoztes G'sicht sieht der Heiland net gern.“

Ein andermal traf man den Kleinen, wie er unbändigen Lärm verursachte, indem seine zierlichen Händchen wie wild auf die Tasten des Klaviers hämmerten. Als man ihn vom Klavierschemel heben wollte, wehrte er energisch ab: „Ich will auch Lob und Dank spielen.“ Da ließ man den Ruhestörer gewähren, ja seine Mutter empfand es gar als Himmelsmusik.

Der Vater war die beherrschende Erscheinung im Hause. Johannes Busch schrieb einmal über ihn: „Erst viel später habe ich an mir selbst gespürt, wie sehr wir alle durch ihn geführt und geprägt worden sind. Er war ein gläubiger Jünger Jesu und ein brennender Zeuge für ihn. Es ist eine seltsame Geschichte, wie gläubige Kreise in Frankfurt ihn dorthin geholt hatten. Bis dahin hatte ein liberaler und modernisierender Geist auf den Kanzeln der Stadt geherrscht: Christentum ohne Jesus. Vater war einer der seltenen bibelgläubigen Pfarrer in Frankfurt. Daher kam

es, daß sich aus der ganzen Stadt die ‚Stillen im Lande‘ zu seiner Gemeinde hielten, um das kernige und klare Zeugnis von Jesus zu hören. Ja, weit über Frankfurt hinaus reichte sein Predigt- und Evangelisationsdienst. Er ist von seiner Gemeinde unsagbar geliebt worden, so daß noch heute über dreißig Jahre nach seinem Tode jährlich Feiern an seinem Grabe stattfinden.“

Johannes erinnert sich an die vielen Dienste des Vaters, als er die Kinder mit auf seine Reisen oder zu seinen Hausbesuchen nahm. Während der Vater dann beschäftigt war, spielten die Kinder mit dem Ball, bis er wieder erschien, sie bei der Hand nahm und ihnen packende Geschichten erzählte, von Luther oder anderen Männern des Glaubens. Wenn er auch wenig Zeit hatte, so verstand er es doch, jede freie Minute so zu nutzen, daß es für die ganze Familie ein Fest wurde.

Sein eigentliches Geheimnis war, daß er ein Beter war. Darum konnte er mit zuchtvollem Ernst und ruhiger Gelassenheit seine große Arbeitslast bewältigen. Wie er von seinem Glaubensleben geprägt war, zeigte sich auch in seiner Erziehung. Da kam eines Tages ein „blauer Brief“ an den Vater: sein Sohn Johannes sei in Gefahr, das Klassenziel nicht zu erreichen. Er war eigentlich nicht unbegabt, aber er hatte sich damals ausgiebiger seinen Lausbübereien gewidmet. Nun war der Brief da. Der Vater erboste sich nicht über den unmöglichen Sohn, sondern — welch seltsame Pädagogik! — er unternahm mit ihm eine herrliche Wanderung. Abends übernachteten sie bei der ältesten Tochter. Als Johannes fröhlich ins Bett gegangen war, erhielt die Tochter die Aufklärung über die unverständliche Vergnügungsreise. Da erzählte der Vater vom „blauen Brief“ und fügte hinzu: „Ich habe mir die Sache so überlegt, daß ich daran schuld bin. Ich habe mich viel zu wenig um den Jungen gekümmert, und wir mußten wieder in engere Verbindung miteinander kommen.“ Der Vater hat während der ganzen Reise nie mit ihm von den schlechten Noten gesprochen. Als sie dann wieder

daheim waren, sagte der Vater kurz: „Gelt, es war jetzt schön, Johannes! Die Freundschaft wollen wir beibehalten.“ Und tatsächlich ging es von da an besser in der Schule.

Nun muß auch noch die Mutter vorgestellt werden. Als Johannes Busch einmal gefragt wurde, wer ihn in seiner Theologie am meisten beeindruckt habe, antwortete er ohne Zaudern: „Meine Mutter.“ Als Jahre später ihr Geburtstag gefeiert wurde, hat er das in einer Rede verdeutlicht: „Als Papa gestorben war, ist mir eine Szene noch so besonders erinnerlich. Sie gehört zu den Kostbarkeiten, die man als Erbteil mit durchs ganze Leben nehmen darf. Als sie den Sarg von Papa hinaustrugen, standen wir so verzweifelt und ratlos auf dem Flur. Da sagtest du so glaubensstark: ‚Kinder, wenn wir jetzt keinen Heiland hätten, müßten wir verzweifeln.‘ Das Größte aber war mir das: große Worte werden wohl je und dann in erhabenen Augenblicken ausgesprochen; dein Wort aber hat sich als Wirklichkeit im Alltag erwiesen.“ Eben dies, daß es keinen Bereich geben darf, wo nicht das Licht dieses Herrn leuchtet, hat diese Mutter eindrücklich gemacht. Ihr Bemühen war es, nicht große Reden zu halten, sondern für einen gut geführten Haushalt und ein pünktliches, gutes Essen zu sorgen. In einer Notzeit sagte sie: „Ich kann keinen Pfannkuchen backen ohne den Heiland.“

Morgens beim Kämmen und Waschen oder abends beim Schuheputzen erzählte sie den Kindern biblische Geschichten, so daß sie jedesmal ganz gebannt waren. Als Johannes noch sehr klein war, hat er sich an der Geschichte des Zachäus so begeistert, daß er tagelang durchs Haus schritt und bei passenden oder unpassenden Gelegenheiten brüllte: „Zachäus, steig eilend hernieder!“

Johannes Busch erzählte später, wie er während des Krieges am Kuban mitten im Sumpf einen schauerlichen Tieffliegerangriff erlebte, so daß er nur noch sein Gesicht in den Schlamm drücken konnte. Da habe er plötzlich die Stimme der Mutter aus jenen Jugendjahren klingen

hören: „Da hat der Heiland gerufen: Schweig und verstumme! Da ward es ganz still.“ Auf einmal konnte er wieder befreit aufatmen, wie in den Kindertagen.

Als in der Zeit der Inflation — die Mutter war damals schon Witwe — die Kohlen wieder einmal zur Neige gingen, traf Johannes sie auf der Treppe, wie sie den letzten Eimer Kohlen einer alten Tante schenken wollte. Johannes protestierte. Doch die sonst so nüchterne Mutter meinte: „Laß nur; ich habe heute morgen gebetet, es wird schon alles recht gehen!“ Nun behielt sich der Sohn das Vorrecht vor, vernünftig zu sein: „Das ist doch Unsinn! Es regnet keine Kohlen vom Himmel.“ Und während er noch wütend gestikulierte, schellte es, und sie fanden vor der Haustür ein Wägelchen mit Kohlen. Sie haben es nie erfahren, welchen freundlichen Helfer Gott benutzt hatte. Es kamen auch nachher Zeiten, in denen sie gefroren haben und keine Kohlen vor der Haustür standen. Aber die Freude der Mutter blieb dem Sohn unvergeßlich: „Glaubst du es nun, daß Gott Gebete erhört?“

Das Pfarrhaus der Eltern Busch war durch einen großen Geschwisterkreis bevölkert. Hoch schaute Johannes an seinem Bruder Wilhelm hinauf. Dieser hat ihn entscheidend dazu bewegt, das Theologiestudium aufzunehmen. Später, als beide dann längst Pfarrer waren, lebten sie immer noch in so enger Brüderlichkeit, daß einer von ihnen einmal sagte: „Wenn wir uns auch nur alle paar Monate sehen — wir können aber jedesmal gleich mitten in dem Satz fortfahren, mit dem wir uns das letzte Mal getrennt haben.“ — Manch aufregendes Jugendabenteuer haben die beiden zusammen bestanden. Einmal unternahmen sie eine ausgedehnte Tour durch den Spessart. Der eine war noch Schüler, der andere Student. In Aschaffenburg stellte es sich heraus, daß ihr Inflationsgeld hier nichts galt. Mußte die Reise nun ausfallen? Das kam nicht in Frage. So stellten sie sich abends in den Dörfern auf den Marktplatz und fingen an zu singen. Dazu spielten sie mit Klampfe und Geige, bis dann die Bauern die fahren-

den Scholaren zum Schlafen einluden und sie obendrein beköstigten.

Immer neue Eindrücke erhielten die Kinder durch Gäste oder Bekannte der Eltern. So lernte Johannes auch den Maler Wilhelm Steinhausen kennen. Als diesem durch einen Schlaganfall seine Hand gelähmt wurde, besuchte er ihn und stammelte verlegen einige Beileidsworte. Da sagte der Mann, den dieses Unglück mitten in kühnsten und reifsten Plänen traf: „Sehen Sie, bis jetzt habe ich zu Gottes Ehre Bilder gemalt! Jetzt hat mir Gott den Pinsel aus der Hand genommen, damit er aus mir ein Bild zu seiner Ehre mache.“

In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, in der Zeit der Arbeiter- und Soldatenräte, gründete Johannes mit seinem jüngeren Bruder Friedrich einen Bruderrat. Der hochbegabte Friedrich hat schon als elfjähriger Junge in der „Institutio“ Calvins gelesen und promovierte später mit einer Arbeit über Markus 13. Welcher Kummer war es für den Geschwisterkreis, daß er aus dem zweiten Weltkrieg nicht mehr heimkehrte! Damals im Bruderrat heckten sie kühne Pläne für rauschende Feste aus. Mit Mühe hatten sie sich dafür eine Kasse angelegt. Dies Geld wurde dann aber in einem Wurf ausgegeben. Das war eine erschütternde Geschichte. Damals hielt der Vater eine Evangelisation in Württemberg, während der er sehr schwer erkrankte. Bei seinem letzten Vortrag war er so schwach, daß er nur noch sitzend vom Altar aus zu sprechen vermochte. Die Kinder standen auf dem Bahnsteig, als der Vater bleich und elend heimkam. Sogleich entschied Johannes: „Jetzt nehmen wir eine Droschke. Der Bruderrat bezahlt.“ Und so geschah es.

Die Mutter sah sofort, daß es aufs Ende zuing. Die Woche um die Reformationszeit 1921, in der Vater Busch krank lag, bis er dann starb, war für den Sohn Johannes eine für sein Leben entscheidende Zeit. Ein leuchtendes Geheimnis lag darüber, wenn sich der sterbende Mann aufrichtete und gegen die Unheimlichkeit des Todes aus-

rief: „Kinder, ich muß euch etwas ganz Köstliches sagen: Jesus ist vor der Tür!“ In einer Nacht wurde Johannes abgeordnet, allein beim Vater zu wachen. Je und dann kam über den Kranken große Not. In solch kampferfüllten Augenblicken sagte er den 46. Psalm auf. In dieser Nacht sind die Gleise gelegt worden, daß der Plan von Johannes, Lehrer zu werden, endgültig aufgehoben wurde. Am Tag darauf legte er sich dann selbst mit einer schweren Gelbsucht ins Bett. „Ich lag im Kinderzimmer“, erzählte er später, „das an Vaters Krankenzimmer anschloß. So konnte ich alles aus nächster Nachbarschaft miterleben. Ich sah freilich den lieben Kranken jeweils nur noch kurz, etwa bei den Morgenandachten, die er bis zuletzt mit uns hielt. Der Eindruck vertiefte sich mir immer mehr: dies Sterben weg von der geliebten Frau, weg von den unversorgten Kindern, ist so bitter, und doch ist Papa fröhlich. ‚Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.‘ So kam der 31. Oktober. Ich spürte, daß es nebenan sehr ernst stand. Da hörte ich auf einmal, wie Mama schier überirdisch rief: ‚Hier hat der Tod keine Macht — hier hat Jesus gesiegt.‘ Dann war es ganz stille. Mir wollte schier das Herz springen vor Angst. Dann ging Lydia durch mein Zimmer, sie sagte kein Wort, aber weinte bitterlich. Nun wußte ich, daß Papa nicht mehr lebte.“ Abends traten Johannes und Wilhelm noch einmal an den Sarg, der von herrlichen Blumen umgeben war. Lange schwiegen sie, und dann reichten sie sich die Hand: sie wollten das Erbe des Vaters aufnehmen.

Nun begann für die Familie eine schwere, bittere Zeit. Sie mußten das schöne Pfarrhaus verlassen und fanden in einer kleinen Wohnung Unterschlupf. Die trübe Zeit der Inflation machte das Leben schwierig. So mußten die Töchter der Familie arbeiten. Denn wenn die Pension vierteljährlich ausgezahlt wurde, war sie oft so spärlich, daß damit gerade noch ein paar Streichholzschachteln gekauft werden konnten. Durch die Arbeit der Schwestern

war es dann auch möglich, daß Johannes das Gymnasium besuchte und später auf die Universität ging.

Diese traurige, arme Zeit war trotzdem überstrahlt vom Licht des helfenden Herrn. In jenen Jahren reiste Johannes einmal mit seiner Mutter nach Süddeutschland. In Bruchsal hatten sie Aufenthalt und gingen kurz in den Schloßpark. Dort sahen sie eine wunderschöne, mächtige Buche, an der bis in die Spitze hinauf Efeu rankte. Da sagte die Mutter fast im Selbstgespräch: „Siehst du, so habe ich mich früher an meinem Mann festgehalten, wie der Efeu an dem Baum, und jetzt ist der Baum gefallen, und ich liege am Boden.“ Aber dann auf einmal verbesserte sie sich: „Es ist ja nicht wahr, ich habe doch Jesus, und an dem darf ich mich emporranken. Nein, ich liege nicht am Boden.“

Johannes Busch war nach seinem Abitur immer noch unentschieden, welchen Beruf er ergreifen sollte. Da riet ihm sein Bruder Wilhelm, der in Bielefeld schon als Hilfsprediger wirkte: „Geh doch erst einmal ein Semester auf die Theologische Schule nach Bethel! Das ist keine verlorene Zeit, und vor allem kannst du dir dort klarwerden, was du werden willst.“

Das eindrucklichste Erlebnis in jenen ersten Studientagen war eine kleine Begebenheit. Als Johannes an einem strahlenden Sonntagmorgen durch die stillen Straßen Bethels zur Zionskirche ging, sah er zum erstenmal, wie ein Kranker einen epileptischen Anfall bekam. Da lief ein gutgekleideter Mann herbei, der auch zum Gottesdienst wollte, kniete auf der staubigen Straße nieder und nahm den Kranken in seinen Arm. Der Schaum aus dem Mund des Ohnmächtigen lief über den schönen blauen Anzug. Da wußte der junge Student auf einmal: „Das hat der Heiland gemeint, als er seine Leute zum Dienst der Liebe in die Welt schickte. Das kann man nicht organisieren und befehlen. Das kann nur die überströmende Liebe Jesu an uns ausrichten.“

Die endgültige Entscheidung, Pfarrer zu werden, fällt

bei einem Missionsfest in Bünde. Sein eigentliches Theologiestudium beginnt Johannes dann im folgenden Semester in Tübingen.

Hier öffnen sich ihm die Freuden der Studentenzeit. Er unternimmt am Wochenende Wanderungen auf die Alb und kämpft während seiner Freizeit auf dem Fechtboden mit seinen Studienfreunden. Aber vor allem nutzt er die Zeit, um zu lernen und Neues zu hören. Und wie weitet sich ihm da der Horizont! So berichtet er zum Beispiel von einer Diskussion mit dem bekannten Professor Schlatter, in der sich ein Student über seine Einsamkeit in der Kirche beklagte. Darauf antwortete ein anderer, es sei ihm in aller Einsamkeit so tröstlich: „Ich will mir übriglassen siebentausend, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal.“ Busch erzählt weiter davon: „Das ist doch eine feine Antwort. Schlatter aber sagte lächelnd: ‚Ich will euch euer Tröstchen nicht nehmen; aber für einen Christen ist der Eliastrost etwas wenig. Wir haben die Gemeinschaft mit dem Heiland; das ist das Größte, wo alle Einsamkeit aufhört. Beim Abendmahl heißt es: Christus ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht nur für die unseren, sondern für die der ganzen Welt. Das schafft Gemeinschaft.‘“

Auf die Tübinger Zeit folgen einige Semester in Basel. Der junge Student arbeitet hier viel in der Stille, er studiert das Johannesevangelium und merkt, „wie doch gerade da Wort für Wort lauterer Gold ist“. Er liest Calvin und schreibt eine Arbeit über Thomas von Aquin. „Die lag mir besonders, da mir diese mittelalterliche Dogmatik, abgesehen von dem katholisierenden Zug, immer besondere Freude macht.“ Als der Student dann seine letzten Semester in Münster verbringen will, warnt man ihn vor Professor Barth, der damals viel Aufsehen erregte. Da schreibt Busch stürmisch: „Du erzählst, F. habe abgeraten, nach Münster zu gehen, weil Barth nicht an die Auferstehung glaube. Auferstehung ist gerade der Zentralbegriff der Theologie Barths. Geradezu einseitig hängt er

seine Theologie an diesen Angelpunkt Auferstehung auf.“ Und dann zieht er doch nach Münster. Was Johannes Busch hier über das Wort Gottes und über die Erwählungslehre hört, hat entscheidende Bedeutung für sein weiteres Leben gehabt.

Warum konnte Johannes Busch mit solch eifriger Freude sein Studium betreiben? Das Geheimnis lag sicher wohl auch darin, daß er in diesen Jahren nie einsam an den Fragen der Theologie herumarbeitete. Vielmehr war sein Bemühen schon auf den kommenden Pfarrdienst ausgerichtet. Deshalb lebte er auch schon in seiner Studienzeit immer in Gemeinschaft mit anderen und suchte die Gemeinde Gottes. Von Tübingen aus konnte er an den Gemeinschaftsstunden der Pietisten auf der Alb teilnehmen und hinterher beim Hefenkranz mit ihnen zusammensitzen, um von ihrer Erkenntnis des Wortes Gottes zu lernen. Wie erfreut war der Student, als er in Basel von einem jungen Professor hörte, daß er sonntags immer nach Weil in die Gemeinschaftsstunde wandere, wo der alte Bauer Bertsch die Heilige Schrift auslegte! Der Professor fragte, ob sie nicht öfters gemeinsam hinausgehen wollten.

Typisch ist auch eine beiläufige Begebenheit. Busch lernte unter den Studenten einen radikalen Skeptiker kennen. „Im Lauf des Gesprächs sagte er, ihm graue es vor dem praktischen Beruf. Als ich sagte, wir hätten doch den Auftrag, das Evangelium zu verkündigen, meinte er, was denn das Evangelium sei, etwa die Botschaft von Jesus; Jesus sei ein Mensch gewesen, der das nahe Gottesreich verkündigt habe, das dann nicht eingetreten sei, also ein Idealist und Phantast. Er fing dann mit einem langen philosophischen Sermon an; als ich ihm dann sagte, der Friede Gottes sei höher als alle Vernunft, da lächelte er: das sei die heidnisch-proletarische Einstellung des Juden Paulus gegenüber der griechischen Kultur. Wir stritten uns noch lange so herum; er sagte immer nur: ‚Woher wissen Sie denn, daß das keine Einbildung ist? Beweise!‘

Er tat mir leid.“ Aber sofort fährt Johannes Busch in seinem Bericht bezeichnend fort: „Wir haben Freundschaft geschlossen.“

Jetzt muß noch etwas Wichtiges berichtet werden. In den letzten Semestern in Münster lernte der Theologiestudent die Philologiestudentin Grete Johann kennen. Es war Übungsstunde im Studentenchor. Johannes stand auf seinem Platz beim Baß. Er hatte gerade einen furchtbaren Hautausschlag, so daß sein Kopf völlig in weiße Tücher gehüllt war und nur gerade noch Nase, Augen und Mund aus dem Verband herauschauten. Während der Chorstunde öffnete sich auf einmal die Tür, und ein schlankes Mädchen trat ein, ging zum Chorleiter und sagte: „Guten Tag. Ich singe Alt.“ Johannes aber flüsterte zu seinem Kommilitonen aus den Tüchern heraus: „Die wird meine Frau.“ Das ist dann tatsächlich auch in Erfüllung gegangen. Aber lange Zeit blieben die ersten Schritte der Liebe verborgen, bis dann eines Tages Johannes Busch den Brief aufsetzte, in dem er den künftigen Schwiegervater um die Hand der Tochter bat.

Nach dem ersten Examen wurde er Lehrvikar in Bielefeld. Wie schwer und verantwortlich solch ein Pfarramt ist, spürte er bald: „Da merkt man erst, wie man in Wirklichkeit noch gar nichts kann, sondern von einer Ungeschicklichkeit in die andere stolpert. Ich glaube, es macht nichts so klein, als wenn man ernsthaft anfängt, das Evangelium zu verkündigen.“

Morgens beginnt der Tageslauf bei seinem Vikarsvater, Pfarrer Q. Sie lesen gemeinsam Luther, wovon Johannes ganz begeistert ist: „Besonders fein sind dann die Aussprachen mit Q. dabei, der ja ein ungemein gelehrter und belesener Theologe ist.“ Anschließend stürzt die Flut der Arbeit auf den jungen Vikar ein. Er gibt davon einmal seiner Familie einen Wochenbericht: „Sonntag hatte ich Festpredigt hier in der Altstädter Kirche. Nachmittags Werbeversammlung daselbst. Abends Werbeversammlung in Jakobus. Aufmarsch der Jugend in drei Abteilungen,

alle mit Fahnen, alle in grauen Pfadfinderhemden, dann die Turner in weißem Turnanzug. Ich sprach über das Thema: Auf der Seite des Siegers. Montag hatte ich einen Vortrag in der Volkshochschule: ‚Die Botschaft Karl Barths‘. Daß mir das Freude machte, könnt Ihr Euch denken. Dienstagnachmittag war ich zuerst bei der Jung-scharstunde in S. Abends Bibelstunde. Donnerstag hatten wir eine Jugendpflegesitzung. Langweilig, wie alle Sitzungen. Freitag war wieder H. hier, mit dem ich am Nachmittag nochmals eine sehr interessante Besprechung hatte. Freitagabend Bibelstunde in A. Samstag BK. Sonntag war Totenfest. Da hatte ich auf dem Friedhof zu reden. Ihr seht, so bringt man seine Tage zu – im wahrsten Sinne des Wortes – wie ein Geschwätz. Tagsüber viel Büro-kram.“ Kummer machte ihm besonders die Arbeit an den erwachsenen Männern, und er sagte dazu: „Ich halte das zur Zeit für die brennendste Not unserer Kirche: die all-seitige Verweiblichung. Ich habe nun schon in drei Ge-meinden Männergruppen gegründet, die zu meiner gro-ßen Freude florieren.“

Daneben besteht seine Hauptaufgabe in den täglichen Hausbesuchen: „Staubige, heiße Straßen, grimmiger Heu-schnupfen, miefige Zimmer mit ewig motzenden Men-schen, denen man doch immer ein fröhliches Gesicht zei-gen muß; – und dennoch ist gerade das der schönste Dienst für mich, diese Hausbesuche. Heute morgen war ich wieder bei einem jungen Kerl, der vor zwei Jahren Genickstarre hatte und nun mit gelähmten Füßen immer zu Hause sitzen muß, ohne sich überhaupt vom Fleck rüh-ren zu können. Furchtbar! Bis jetzt saß er immer zu Hause und langweilte sich. Ich habe ihm jetzt Schreibarbeiten verschafft; da ist er nun überglücklich, daß er doch noch etwas leisten kann im Leben.“

Überhaupt geht er hier jedem einzelnen in großer Treue nach. Da steht der Vikar mitten in den Vorbereitungen für das berühmte Sennetreffen in der damals noch völlig einsamen Heidelandschaft am Hang des malerischen

Teutoburger Waldes. Es werden 5000 Jugendliche erwartet. Und doch findet Johannes Busch Zeit, sich um einen jungen Freund zu kümmern. Dieser ist von seinem Vater her belastet und ein übler Trinker. Tatsächlich ist er dazu zu bringen, die Bibelstunden der Gemeinde zu besuchen. Aber dann fehlt er eines Tages. Da macht sich der Vikar auf und geht von Wirtschaft zu Wirtschaft, um diesen Jungen zu suchen. Schließlich findet er ihn in der „Wirtschaft zur engen Weste“ und nimmt den Betrunknen mit auf seine kleine Junggesellenstube. Da muß sich der Arme erbrechen. Der Vikar will sich empören, aber dann putzt er schnell das Zimmer. Und wie froh ist er, daß er seit der Stunde mit dem jungen Mann ernststen Kontakt bekommt!

Noch einmal findet Busch für einige Wochen Zeit, seine Eindrücke aus dem Bielefelder Vikariat in der Stille des bekannten Predigerseminars in Wittenberg zu verarbeiten und sich für die künftigen Aufgaben vorzubereiten. Hier trifft ihn dann der Ruf aus der Industriestadt Witten an der Ruhr. Noch nicht 25 Jahre alt, hält er dort seine Probepredigt und wird gewählt.

Die Ereignisse überstürzen sich: er muß ja erst noch sein Abschlußexamen bestehen. Und kurz darauf folgt dann die Hochzeit mit seiner geliebten Grete. Bei der Trauung spricht sein älterer Bruder eindrucklich über das Wort: „Bleibet in meiner Liebe!“ Eine große Menge wohnt der Feierstunde bei. Wie glücklich ist die Braut, auch die vielen Mädchen ihres Jugendkreises zu sehen, den sie lange Zeit geleitet hat!

Die ersten Jahre des Pfarrdienstes

10. Mai 1930. Gestern hat Johannes Busch geheiratet, und heute rollt eine Reihe von Autos vor ein Essener Hotel. Eine würdige Abordnung des Presbyteriums von Witten holt hier ihren neugewählten Pfarrer ab. Schon

geht die Fahrt los, und die Wittener setzen alles daran, ihren neuen Pfarrer triumphal zu empfangen. Am Stadtrand hat sich das übrige Presbyterium postiert, und vor dem Gemeindehaus erwartet ihn eine riesige Menge. Der „Bibelkreis für höhere Schüler“ und der CVJM, der Posauenchor und die Gemeinde sind erfreut und gespannt auf das, was werden wird.

Sie alle hören dann, als der neue Seelsorger seine erste Predigt hält, daß er eine klare Botschaft hat: „Deine Knechte wollten gern, daß Zion gebaut werde“ (Psalm 102, 15). Was sie hier von der Kanzel in den nächsten Jahren hören werden, wird immer wieder eine Variation dieses Themas sein. Johannes Busch hat leidenschaftlich gern gepredigt. In späteren Jahren bekannte er es einmal: „Wenn wir uns krank gearbeitet haben, predigen wir uns wieder gesund.“ Denn das war ihm deutlich: „Eine christliche Gemeinde kann nur durch Gottes heiliges Wort gebaut werden — oder sie wird sterben. Mit welchem Recht stehe ich denn hier vor euch, was legitimiert mich denn hier auf meiner Kanzel? Doch gar nichts anderes, als daß hier vor mir Gottes Wort aufgeschlagen ist, daß wir Prediger des Wortes in aller Schwachheit uns bemühen, euch nicht unsere eigenen Gedanken zu sagen, sondern daß wir uns zusammen beugen unter das, was das Wort uns allen zu sagen hat.“ Denen, die seine Predigten gehört haben, wird es unvergeßlich sein, wenn er mit ausgerecktem Finger die Gemeinde und jeden einzelnen persönlich ansprach: „Du, Bruder ...“ Das hat schon offensichtlich einer seiner theologischen Lehrer geahnt, als Johannes Busch während seines Studiums eine seiner ersten Predigten hielt. Kaum war er bange Herzens die Stufen der Kanzel herabgeschritten, da eilte sein Professor auf ihn zu: „Ihre gute Predigt ist die typische Evangelisationsrede. Die Predigt packte — stellenweise am Kragen.“

Es war entscheidend für die folgenden Jahre, daß Pastor Busch von Anfang an das Zentrum der Gemeinde im verkündigten Wort sah. Es war aber ebenso wichtig, daß er

erkannte, daß das Wort Gottes nicht ein „Kirchenlämpchen“ für einen stillen Winkel ist, sondern an den Hecken und Zäunen gehört werden muß. Und dazu bot sich ihm in Witten reichlich Gelegenheit. Er erzählte: „Ich habe einen schrecklich armen Bezirk. Vor drei Jahren standen da in der Gegend noch drei Zechen und ein Kruppsches Werk. Die vier Betriebe, die Tausende von Arbeitern beschäftigten, sind jetzt geschlossen. Das Riesenstahlwerk und die anderen kleinen Betriebe arbeiten noch, haben aber viele Feierschichten. Was hinter allem für ungeheure Not steht, ist ja nicht auszudrücken. Wenn Männer Monate und Jahre hindurch überhaupt nicht mehr arbeiten können, müssen sie ja verzweifeln und verkommen. Den einen Vorteil hat die Sache: man trifft bei den Hausbesuchen meistens auch die Männer an. Da kommen wir dann oft in gewaltige Gespräche.“

Was soll getan werden? Witten steht in jener Zeit, was die Zahl der Arbeitslosen anbelangt, an zweiter Stelle in Preußen. Wie blutet dem jungen Pfarrer das Herz, wenn er durch die Straßen geht und Männer jeglichen Alters unbeschäftigt auf der Straße stehen sieht! „Sie fressen den Bolschewismus in sich hinein“, schreibt er an seine Mutter. „Das ist so erschütternd zu sehen, wie junge Kerle dabei verkommen und verlumpen. Sie werden allmählich gegen alles abgestumpft und erbittert.“ Daß gerade sie das Evangelium hören müssen, ist Busch klar. Und so geht er treppauf, treppab, um ihnen die Frohe Botschaft zu verkünden. „Die Hausbesuche“, so berichtet er, „die ja vielleicht gegenwärtig das Wichtigste unseres Dienstes sind, sind oft wahre Kämpfe, bei denen man wohl müde werden möchte. Und doch ist es mir immer wieder wunderbar, wie Gott selbst in dieser Zeit geöffnete Herzen gibt. In all der großen Erbitterung haben sie doch alle große Sehnsucht nach dem Evangelium, und die kommende Zeit wird es vielleicht immer mehr deutlich machen, daß wir es den Gottlosen danken können, daß sie im Proletariat die Frage um Gott wieder ganz neu lebendig

gemacht haben. Ich habe immer mehr das Gefühl, daß diese Leute mit ihrem flammenden Haß gegen Gott Gott viel ernster nehmen als unsere durchschnittliche bürgerliche Welt in ihrer wohlwollenden Neutralität gegen Gott. Wir dürfen doch gerade im lodernsten Kampf der Gottlosen Entscheidungen für Gott erleben, die wirklich glaubensstärkend sind.“

Da war zum Beispiel ein besonders klassenbewußter Arbeiter, der mit schneidender Schärfe gegen das Zeugnis von Jesus Christus ankämpfte. Eines Tages erschien er plötzlich bei Pastor Busch. Seine Frau war unerwartet todkrank geworden. Da versuchte er zu beten: wenn es stimmt, was der Pfarrer gesagt hat, kann nur Gott helfen. Und es war wie ein Wunder. Gott hatte tatsächlich geholfen, und nun wollte der Mann in der Gemeinde mithelfen.

Das Köstlichste, was Busch bei seiner Arbeit erfuhr, war, daß er nicht allein stand. Da waren die rührigen Presbyter, da waren Gebildete und schlichte Arbeiter, die jeder an seinem Teil mitarbeiteten. Und Busch wußte, wie wichtig das war. Er hat später einmal gesagt: „Es imponiert uns nicht, wenn irgendeiner für zehn schafft; aber wenn einer dafür sorgt, daß zehn an die Arbeit kommen, da beginnt lebendige Arbeit.“ Dieser Satz hat seine Wurzel zutiefst in der Erkenntnis: „Für jede lebendige Gemeinde gilt der Satz, daß Zugehörigkeit zu Jesus gleichbedeutend ist mit gehorsamem Dienst für ihn.“ Und so war es für ihn ein Lebensanliegen, daß nicht der „Pfarrherr“, sondern wirklich die Gemeinde in Aktion trete. Darum freute er sich auch, wenn jeden Sonntag der alte Volksschullehrer Schluckebier nach dem Gottesdienst kam und mit der Predigt des jungen Pfarrers ins Gericht ging. Das beste Lob dabei soll gewesen sein: „Die Predigt mag wohl so angehen, aber . . .“

Busch erkannte immer deutlicher, daß das Evangelium nicht nur zu sagen ist, sondern auch zu tun, daß das gewichtige Zentrum der Botschaft, Jesus Christus, einen be-

stimmten, weiten Horizont eröffnet. So wurden darum für die Arbeitslosen Kurse, Freizeiten und ein freiwilliger Arbeitsdienst eingerichtet. Daß all die oft recht „weltliche“ Arbeit, die damit für Busch anfang, nicht ein beliebiges Anhängsel an seine eigentliche Arbeit war, das hat er, je länger, je mehr erkannt. „Wer sein Leben Gott zur Verfügung stellt, der kann den durstigen und müden Bruder nicht vorbeigehen lassen.“ Gerade dem, der solchen schlichten Hilfsdienst am Nächsten versieht, spricht er es zu: „Du ahnst nicht, wie Jesus dir nahe ist.“

Welcher Jammer, als plötzlich seine liebe Frau, die sich mit Sorgfalt um die Frauenhilfe und die Mädchenkreise kümmerte, schwer an Typhus erkrankte! Es ist erstaunlich, wie Johannes Busch bei all den beängstigenden Ereignissen seine zahlreichen Aufgaben erfüllen konnte. Da waren ja auch noch die vielen Gemeindeveranstaltungen und die Jugendstunden. Und doch schrieb Busch damals: „Es wird jeden Tag schöner in meiner Arbeit.“

Nur einmal klagt er: „Gott hat mich bisher in meinem Leben sehr freundlich geführt, aber Ferien will er mir offenbar nicht bewilligen.“ Aber dieser Satz wird gleich wieder weggewischt durch die Freude, mit der er von seiner mannigfachen Arbeit berichtet. Er liebte so sehr den Satz Bodelschwings: Brüderlein, laß es dir gern sauer werden! — Noch standen ihm größere Aufregungen und Anfechtungen bevor.

1933. Welche Hoffnungen setzten namentlich die Arbeitslosen auf die neue nationalsozialistische Regierung! Mußte jetzt nicht die allgemeine Not ein Ende haben? Aber schon im März, als die begeisterte Zustimmung zum Regime Hitlers ihren ersten Höhepunkt erreichte, war Busch bereits angstvoll besorgt. „Jetzt wird mit allen staatlichen Machtmitteln Jugend gesammelt im Deutschen Jungvolk und in der Hitlerjugend. Aber wir haben doch die Jugendarbeit nicht in eigener Kraft und eigenem Willen, sondern einen Auftrag des Meisters ausgeführt, unter unserer Jugend die Fahne Jesu hochzuhal-

ten . . . Wenn alle Jugend einmal dort zusammengefaßt ist, werden wir gar keine Gelegenheit mehr haben, unserer Jugend das Evangelium zu sagen. Aber verzweifeln tue ich deshalb nicht; denn das Reich Gottes ist wahrhaftig nicht an Organisationen gebunden.“ Er sah, wie die liberalen Deutschen Christen Hand in Hand mit den „Nazis“ die Kirche in ihre Macht bekommen wollten. Er wußte noch nicht, wo die Entwicklung hinauslief, aber es stand von Anfang an für ihn fest: „Die Reinheit des Evangeliums ist mir viel wichtiger als unsere Nation. Vor und während des Krieges war Thron und Altar unlöslich verbunden. Das hat uns einen sehr teuren Preis gekostet, nämlich den, daß die Kirche die gesamte Arbeiterschaft verloren hat. Waren wir Pfarrer nicht bei den Arbeitern ständig unter dem Verdacht, die Büttel des Kapitals zu sein? Gott möge uns in dem Rausch, den jetzt unser Volk erlebt, das eine recht vorhalten: Lasset euch nicht das Ziel verrücken!“

Zu dieser Bitte war wirklich dringend Anlaß gegeben. Denn immer heftiger und gefährlicher gebärdete sich der Versuch des nationalsozialistischen Staates, durch den von ihm unterstützten Reichsbischof die Kirche in seine Macht zu bekommen. Und das Schlimmste: viele Gemeinden bejahten diese Aktion. „Kein Gotteswort mehr, nur noch Menschenverherrlichung und Zeitverhimmlung“, klagte Busch. Der Staat wollte taktisch klug handeln: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft — deshalb begann auf dem Gebiet der Jugendarbeit ein besonders erbitterter Kampf. Durch die Presse wurde veröffentlicht: „Der Reichsbischof hat die evangelische Jugend in die Hitlerjugend eingliedert.“

Heimlich lädt Busch die Jugend der Gemeinde zu einem Gottesdienst ein. Nach wenigen Stunden stehen Kopf an Kopf die Jungen und Mädchen in der Kirche. Da sie auf keinen Fall der Hitlerjugend eingliedert werden dürfen, ist beschlossen worden, daß einfach alle Jugendkreise vor der Öffentlichkeit aufgelöst werden sollen. „Es ist zum

Weinen“, schreibt Pfarrer Busch, „wenn man daran denkt, daß wir diese Jungen nun entlassen sollen.“ Sie trennen sich am Ende des Gottesdienstes mit dem Gesang: „Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden, du bist mein, ich bin dein, niemand kann uns scheiden!“ Aber auch in dieser Zeit preist Busch noch den „Segen Gottes. Den sehe ich für unsere Jugendarbeit vor allem darin, daß wir wieder energisch gezwungen sind, uns auf unser Eigentliches zu besinnen. Evangelium sagen, das ist unser Sondergut.“ Und darum richtet er nun Bibelstunden ein, die einzig für die über Achtzehnjährigen gehalten werden dürfen. „Ich denke, jetzt muß es uns gehen wie dem Petrus, der zum Fischzug geschickt wurde zu einer Zeit, da menschlich gesehen kein Fischer ausfährt, aber er geht fröhlich: Auf dein Wort will ich die Netze auswerfen . . .“

Während Johannes Busch seinen zermürbenden Kleinkampf in Witten ausfocht, ging es auf höherer Ebene ebenso heiß zu. Schon Ende 1933 hatte sich gegen die Bewegung der Deutschen Christen, die mit allen Mitteln der Drohung, der Presse und der Gewalt die Kirche regieren wollte, die Bekennende Kirche gesammelt. Diese stand ohne menschliche Hilfe da. Aber in dieser Schutzlosigkeit wappnete sie sich gegen den satanischen Kampf des Staates und seiner Helfershelfer mit dem Wort Gottes. Wie bewegt war Johannes Busch, als er mit elf anderen Vertretern Westfalens zur Barmer Bekenntnissynode entsandt wurde! Was hier beschlossen wurde, sollte Richtschnur für die Arbeit und den Kampf in der Gemeinde sein: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu gehorchen haben.“

Ungefähr zur gleichen Zeit trafen sich die Verantwortlichen des Westdeutschen Jungmännerbundes, um über den künftigen Kurs zu beraten, nachdem ihre Arbeit vom Staat boykottiert worden war. Dieser Westdeutsche Jungmännerbund ist ein Zusammenschluß von christlichen Jungmännervereinen im Raume Westfalens, des Rhein-

landes, der Pfalz und Hessens. Damals hatte er schon fast hundert Jahre gesegneten Dienst an jungen Männern geleistet. Nun drohte er zu zerbrechen. Denn einige wollten sich den staatlichen Maßnahmen beugen. Wenige Wochen später kam eine Reihe von Männern aus dieser Versammlung nach Hagen. Wilhelm Busch schreibt darüber: „Trauer war in den Herzen — Trauer um die Brüder, von denen man sich trennen mußte; Trauer um die zerschlagenen Jugendgruppen; Trauer um unser Volk, das mit Jubel und Geschrei einem Menschen die Ehre gab, die Gott sich nicht rauben läßt.“ Und hier beschloß man nun: die Arbeit soll auf jeden Fall weitergehen, und zwar an den über Achtzehnjährigen unter der Leitung des jungen Pfarrers Johannes Busch. Als man bei ihm anfragte, ob er diese Aufgabe übernehmen wollte, vernahmen die Männer in Hagen erstaunt die Antwort: „Ich bin gerade von meinem Amt abgesetzt und kann darum unmöglich von meiner Gemeinde fort.“ So mußte er das Amt nebenamtlich verwalten. Obendrein hatte er auch schon wenige Tage zuvor die Aufgaben des Jugendpfarrers von Westfalen übernommen.

Was war inzwischen in Witten passiert? Eigentlich gar nichts Außergewöhnliches oder eben dieses Außergewöhnliche, daß mit Macht immer wieder neu das Wort Gottes gesagt wurde zu einer Zeit, da man es nicht hören wollte. Und doch waren die Gottesdienste überfüllt. Hunderte von Menschen strömten in die Bibelstunden, die in verschiedenen Schulräumen stattfanden. Aber gegen diese Verkündigung regte sich Widerstand. Die Geheime Staatspolizei holte Pastor Busch immer wieder zu endlosen Verhören. Da warf man ihm einmal vor: „Sie haben bei ihrem letzten Vortrag in M. einen versteckten, heimtückischen Angriff gegen den Führer Adolf Hitler geführt.“ Er hatte seinen Vortrag mit dem Satz geschlossen: „Du, du bist meine Zuversicht alleine, sonst weiß ich keine!“ Keine? Das eben war es. Darum ging es in dieser Stunde des Bekenntens. „Das galt es zu bekennen, daß für Chri-

stenmenschen das erste Gebot uneingeschränkte Gültigkeit hat. Keine anderen Götter neben dem einen, unumschränkten, herrlichen und barmherzigen Herrn! Das hat Gott mit uns unentwegt und täglich exerziert. Das lernten wir in nie geahnter Weise, daß Christus allein Herr sein will und seine Königsmacht mit niemandem teilt, auch nicht mit einer allmächtigen Staatsgewalt. Jesus und ‚Blut und Boden‘? Jesus und ‚mein Volk‘? Jesus und der ‚herrliche Führer‘? Nein! Das alles raubt ihm seine Königskrone. Jesus Christus, mein Herr!“

Aber durch welche Nöte und Ängste ging es bei diesem Bekennen! Im April 1934 wurde Busch als Herz des Widerstandes in Witten entdeckt und nach Windheim bei Minden strafversetzt. Ein heftiger Sturm entfesselte sich, und die Gemeinde in Witten sprach spontan dieser Anordnung die Rechtmäßigkeit ab. Getrost schrieb Johannes Busch damals an seine Mutter: „Nun hast Du uns zwei Jungen mit solcher Liebe großgezogen und wirst nun bald zwei abgesetzte Pfarrer als Söhne haben. Was ist das schwer für Dich! Aber liebe Mama, ich kann es vor Gott bezeugen: ich habe diesen Weg nicht provoziert. Wir haben hier wirklich nichts getan, als unerschrocken das Evangelium zu verkündigen. Heilige uns in *deiner* Wahrheit . . . Aber wißt Ihr, wenn man einmal so weit ist, daß man aller menschlichen Voraussicht nach in aller Bälde Amt und Brot verliert und dann mit Weib und Kind allein dasteht, dann spürt man, daß Illusionen nicht mehr weiterhelfen. Wenn man da nicht den vollen Trost des Heilandes und seine wunderbaren Verheißungen hätte, dann käme man nicht einen Schritt weiter.“ Und die Mutter? Sie antwortete kurz und schrieb unter den Brief: „Eure Mutter, die sich an Euch freut.“

Alle Verfügungen können die Arbeit nicht aufhalten. Busch sammelt sich mit seiner Gemeinde zu verschiedenen Bekenntniskundgebungen. Zusammen mit dem Präses Koch von Westfalen spricht er in manchen Versammlungen. Als dieser auch in Witten in einem solchen Bekennt-

nisgottesdienst sprechen soll, werden im Zuge einer staatlichen Gegenpropaganda Zettel verteilt: die Versammlung sei verboten. Die Kirche wird verschlossen, der Schlüssel beschlagnahmt. In einer langen Kette stehen die SS-Mannschaften um die Kirche. Johannes Busch treten Tränen in die Augen: „Die machen noch unsere Kirche kaputt!“ Da entgegnet ihm Präses Koch: „Nein, Bruder Busch, die Kirche fängt jetzt erst an.“ Trotz des Verbots kommt eine riesige Menge aus der Gemeinde zusammen, über 3000 Menschen. Die Polizei wird unruhig. Da fängt einer an zu singen: „Harre meine Seele“, und gewaltig stimmen alle ein. Johannes Busch erhält Erlaubnis zu reden: „Wir sind keine Rebellen und beweisen das, indem wir still nach Hause gehen. Wir beugen uns unter die richtende Hand Gottes, indem wir gemeinsam das Vater-unser beten.“ Und dann schwillt es mächtig an: Dein Reich komme! Kaum ist das Amen gesprochen, hebt die Gemeinde spontan an zu singen: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir.“ Aber die Menschen gehen noch nicht nach Hause. Im Nu füllt sich das Pfarrhaus von Johannes Busch. Dichtgedrängt stehen überall die Menschen in den Zimmern, im Flur, auf der Treppe. So kann dann hier Präses Koch vom Treppenabsatz aus zur Gemeinde sprechen: „Das ist eine gewisse Sache, daß eine singende und betende Gemeinde endlich doch eine siegende Gemeinde sein wird.“

Es folgen Wochen zermürender Aufregung: Haus-suchungen, Verhöre, Redeverbote, die Post wird kontrolliert und schließlich der Zutritt zur Kirche untersagt. Aber die Verkündigung läßt sich nicht aufhalten. Sofort mietet das Presbyterium einen großen Saal, in dem die Gottesdienste fortgesetzt werden können. Die Gemeindebibelstunden müssen nun in Privathäusern gehalten werden. Aber schnell finden sich mutige Leute, die ihre Wohnung zur Verfügung stellen. Die Aufgaben und Dienste häufen sich. Denn zugleich hat Busch ja auch das Amt des Bundeswarts und des Landesjugendpfarrers zu versehen. Mit

Otto Riethmüller gründet er die Jugendkammer der Bekennenden Kirche. Man kann gar nicht im einzelnen die Fülle der Ereignisse und Erlebnisse schildern.

Eines Tages wird er plötzlich verhaftet und ins Gefängnis nach Bochum gebracht. Er ist zwar nur einige Tage da, aber es ist schauerhaft. Im unsauberen Gefängnis zieht er sich eine schmerzhaft Hautkrankheit zu. Was ihn eigentlich bedrängt, ist die Frage, wie denn das alles noch weitergehen solle. Mit unruhigen Schritten geht er in der Zelle auf und ab. Hat im qualvollen Verhör der Beamte ihm nicht gesagt: wir sind auf alle Fälle die Stärkeren? Hat denn Gott nicht unwiderrufliche Tatsachen geschaffen? Träumen wir denn von Gottes Macht? Ist der Machtkampf nicht schon entschieden? Und wie er so verzweifelt den kargen Raum durchmißt, öffnet sich die Tür. Während ihm der Beamte seinen Eßnapf auf den Tisch stellt, steckt er dem Gefangenen heimlich ein Zettelchen zu. „Jesus ist auferstanden“, liest Busch. Er weiß nicht, wie er an diesen Zettel gekommen ist, aber daran muß und will er sich klammern. Und so erfährt er das, was seine tapfere Frau in wirrer Zeit einmal hastig ins Losungsbüchlein notierte: „Durch die Tröstungen Gottes geht die Gemeinde Gottes vorwärts im Wandern.“

Ende 1934 setzt zum erstenmal eine geringe Erleichterung ein. Mit Bewegung nimmt Johannes Busch es wahr, daß er nun wieder in der alten Kirche zum 1. Advent predigen darf, und mit Vollmacht sagt er: „Nicht daß wir in den letzten Monaten Mühe hatten, ist das Wichtige, sondern dieses ‚Mir hast du Arbeit gemacht‘, sagt Gott. Aber er sagt ja zugleich: ‚Ich will ein Neues machen.‘“

Daß es auch erfreuende Erlebnisse in jenen Jahren gab, zeigt sich in einem Brief von Pfarrer Busch: „Wenn es auch riesig viel ist, es ist alles so schön, daß man gar nicht müde dabei wird, sondern von Freude zu Freude eilt. Was war das für ein herrlicher Tag am letzten Sonntag im Biedenkopfer Land! Das kann man ja kaum beschreiben,

wie einem da das Herz aufgeht, der Schloßhof angefüllt mit Tausenden von Menschen, die geduldig in ihren schweren Trachten aushalten, nur um Gottes Wort zu hören. Dann rasch mit dem Auto ein paar Dörfer weiter, und dort warten wieder auf einer riesigen Bergwiese Scharen, und man freut sich am Wehen des Heiligen Geistes. Oder wenn ich an Bethel denke: die Sonne leuchtet durch die Buchenbäume des Zionswaldes, unter dessen Laubdach eine unübersehbare Gemeinde aus dem ganzen Ravensberger Land versammelt ist. 800 Posaunenbläser spielen unter Kuhlos Leitung, daß man meint, der ewige Sabbat sei angebrochen. Wenn man da auf der Kanzel steht, da kann man nur noch zittern vor Angst, um das rechte Wort zu finden.“

Neben solchen freudvollen Ereignissen stehen auch immer wieder schwere Stunden, wo mit ganzer Macht die Anfechtung Pfarrer Busch anspringt. Die endlosen Verbote des Staates! Dazu kommt die beängstigende Nachricht, daß sein Sohn Albrecht an Kinderlähmung erkrankt ist. Er schreibt: „Es gibt Stunden, wo man meint, man könne die großen Nöte der Kirche und die doch so kleinen persönlichen Nöte kaum mehr tragen. Aber . . . : Laß dir an meiner Gnade genügen! Unser treuer Herr wird ja zu keinem anderen Ende alle diese Trübsal und Anfechtung auf uns legen, als daß wir es wirklich trotz all unseres Herzens Härteigkeit lernen, daß es keinen größeren Reichtum gibt, als von ihm geliebt zu werden. Aber es ist nicht ganz leicht, eigene Wünsche zu begraben und doch im Glauben fröhlich zu bleiben.“ Gerade in diesen Jahren, als nur die eigenen Wunschbilder um und um die Menschen regierten, mußte es unbedingt die Gemeinde betend lernen: *Dein* Reich komme! Und Johannes Busch sagte dazu: „Wir wissen es doch heute schon, daß wir im Aufblick zu diesem so offensichtlich erfolglosen Jesus sprechen dürfen: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!“

Busch war zeitlebens gegen pathetische Programme.

Aber er meinte, es sei in jener Zeit eben programmatisch gewesen, als auf einem Fest des Westdeutschen Jungmännerbundes ein einfacher westfälischer Bauer nach vielen Aufforderungen vom Podium aus eine verblüffend kurze Rede tat: „Ich soll etwas sagen. Was soll ich reden? Ich weiß sonst nichts zu sagen, als daß ein Bürge kam, der meine Schuld getragen . . .“

Und dann begann der Jammer des zweiten Weltkrieges.

Zunächst konnte Busch ungestört weiterarbeiten. Unge­stört? Immer neue Kriegsmaßnahmen schnitten tief in das Leben der Gemeinde ein. Da kam der Bußtag 1939. Kurz vorher ließ die Regierung bekanntgeben, daß der Bußtag als gesetzlicher Feiertag aufgehoben sei. Trotzdem lud man in Witten zum Gottesdienst ein, und so kam doch noch die Gemeinde am Abend zusammen. Schmerzlich war es, daß alle jungen Männer fehlten. Busch predigte: „So viele Bußtage haben wir gehabt, und was haben wir damit gemacht? Haben wir nicht immer wieder überhört, wie Gottes Güte uns zur Buße leiten will?“ Aber dann ruft er es gerade denen zu, die in der Dunkelheit der Zeit sind: „Bußtag fängt nicht an mit unseren Entschlüssen und mit unseren Anstrengungen, sondern mit einer ganz großen Liebe Jesu, die sich zu uns herabneigt.“

In den Schrecken des Krieges

Welch bitteren Einschnitt bedeutete der Einberufungs­befehl, der im Sommer 1940 für Johannes Busch auf dem Schreibtisch lag! Was sollte aus der weiten, gesegneten Arbeit werden? Sollte seine herrliche Aufgabe der Ver­kündigung ersetzt werden durch den leidvollen Rekruten­dienst? Konnte er die Familie allein lassen? So schwer es ihm wurde, Busch fuhr dann doch. Er sah seinen Stel­lungsbefehl als den Weg Gottes an, und dem wollte er gehorsam folgen.

Zunächst ging es in eine harte Rekrutenausbildung nach Tilsit. Wie anstrengend die Umstellung war, spürt

man hinter den Briefen aus jener Zeit: „Es will so scheinen, als ob ich schon Ewigkeiten hier wäre. War ich einmal Pastor? Es ist schon lange her. Aber glücklich bin ich, daß ich auch als kümmerlicher Rekrut ein Kind Gottes sein darf. Das Wort Gottes ist mir ein so unsagbar stärkender Trost, wie ein Grüßen aus der Heimat. Und heute hatte ich die Freude, in unserer Korporalschaft noch einen Christen zu entdecken . . .“ Einige Wochen später schrieb er: „Vor allem bin ich so froh, daß das Zusammenleben in unserer Stube so fein ist. Mir ist überhaupt das Zusammenleben mit den Kameraden so wichtig. Man lernt ungeheuer. Ich habe nicht gewußt, wie hohl und gemein die Welt ohne Gott ist . . . Kann ich den anderen ein Segen sein? Ich weiß es nicht. Jedenfalls kommt die Frage nach Gott nicht zur Ruhe in unserer Stube, und manche merken auf. Oft kommt es zu lebhaften Aussprachen. Aber die Hauptsorge ist mir, daß ich selbst nicht aus der Bahn geworfen werde. Weißt Du, bei dem harten Dienst, immer mit den anderen zusammen von früh bis spät, da mußt Du Sorge tragen, zu einem geregelten Bibellesen zu kommen. Heute bin ich einfach um vier Uhr aufgestanden, bin ganz leise ans Fenster, um nur einmal eine stille Stunde über der Bibel zu haben. Der Dienst ist kolossal anstrengend. Heute morgen hatten wir vier Stunden lang Exerzieren. So schöne Sachen wie ‚Hinlegen‘ usw.“

Bald darauf der erste Einsatz. Busch kommt zu einem Transportregiment, in dem er vom einfachen Soldaten schließlich zum Regimentsadjutanten aufsteigt. Es ist unmöglich, alle Stationen zu nennen, die er auf seiner Kriegszeit berührte. Nur einige Bilder sollen zeigen, wie Johannes Busch es versuchte, in dem unsagbaren Geschehen des Grauens und der Gottlosigkeit den Glauben an seinen Herrn zu bewähren gegenüber Gott, gegenüber seinen Kameraden, gegenüber dem Feind.

Da fährt er eines Tages mit seinem Kommandanten in ein Kasino. Dort steht ein Klavier, auf dem Noten aufge-

schlagen sind. Er wundert sich, als er den Choral entdeckt: Morgenglanz der Ewigkeit. Der Kommandant nimmt die Noten und sagt zu Busch in seinem sächsischen Tonfall: „Warum die Christen auch immer so trübselige Lieder singen?“ Darauf die Antwort: „Darf ich Herrn Oberleutnant gerade dieses trübselige Lied vorspielen?“, und dann greift Busch in die Tasten, singt und spielt: „Deiner Güte Morgentau fall auf unser matt Gewissen . . .“ Der Mann, der als geistreicher Gelehrter bekannt ist, geht dann mit Pfarrer Busch spazieren. An einem lieblichen Waldrand legen sie sich ins Gras und verbeißen sich dann in eine Diskussion um die Bibel, die einige Stunden dauert. Als sie sich trennen, sagt der Vorgesetzte: „Ich beneide Sie um Ihre Überzeugung.“

1941 geht es nach Rußland. Mit unsagbarer Wucht stürzt die Härte und Not des Krieges auf ihn ein. „Hinter all dem, was heute geschieht“, schreibt er an seine Frau, „steht ja die Frage, was Gott mit uns vorhat. Er lenkt ja die Geschicke der Völker und setzt Ziel und Grenzen. Und das kleine Häuflein der Gemeinde Jesu steht dazwischen und weiß oft nicht mehr, wohin der Strom das Schiffelein treiben will. Und doch darf sie ruhig sein, weil das Endziel auf alle Fälle ganz klar ist. Und dann tun wir wohl am besten daran, gerade jetzt den Blick vom einzelnen loszureißen und klar auf dies herrliche Endziel auszurichten. Je mehr wir das tun, je mehr erleben wir es auch im einzelnen: Er wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst.“

Zwar ist Busch bei einem Transportregiment. Aber immer wieder erlebt er tückische Partisanenüberfälle. Trotzdem sucht er unter den Russen Brüder im Glauben an Jesus zu finden. Wo Gelegenheit ist, nimmt er an den Gottesdiensten der Orthodoxen teil. Wie erstaunt ist er, daß es nach zwanzig Jahren kommunistischer Herrschaft hier überhaupt noch Leben gibt! Allerdings findet er auch einmal eine wundervolle alte Kirche mit wuchtigem Kuppelbau, in deren Inneren die Bolschewisten eine Gottlosen-

ausstellung errichtet hatten. Er sieht Spottbilder auf Christus und ungeborene Kinder in durchsichtigen Spiritusbehältern, die wohl darstellen sollten, daß der Mensch vom Affen abstammt. Draußen trifft Busch einen Priester, der in seiner kleinen Hütte die Geräte und Bilder des Gotteshauses versteckt hält und auf den Tag der Befreiung wartet.

Ein andermal berichtet Pfarrer Busch von Mamoschka, einer alten Frau, die er in einer zerfallenen Hütte kennenlernt: „Du würdest lachen, wenn Du sehen würdest, unter welch komischen Zeichen und Gebärden ein solches Gespräch vor sich geht. Heute fragte sie mich, wie mir wohl zumute sei, wenn ich einmal die Heimat nicht mehr wiedersehen würde. Ich machte ihr klar, daß wir im Himmel eine ewige und herrliche Heimat hätten. Sie schwieg. Aber als ich ging, sagte sie ganz verklärt, indem sie nach oben, also zu dieser Heimat, zeigte: karosch (gut). Ich denke, wenn ich gewürdigt werde, den Augenblick von Offenbarung 7 erleben zu dürfen, wo die große Schar aus allen Heiden vor dem Thron Gottes stehen wird, daß Mamoschka auch dabeisein wird.“

Wieder ein andermal erleben die Soldaten ein orthodoxes Osterfest mit. Die Russen geben auch den feindlichen Landsern den Osterkuß: Jesus ist auferstanden! „Mitten in diesem furchtbaren Krieg, in all dem Herzeleid, dem Jammer und den Tränen, inmitten all der titanischen Gottlosigkeit klingt dieser Ruf vom lebendigen Heiland der Welt unentwegt.“

In dem Kreis seiner Soldaten fand Busch immer schnell diejenigen heraus, die Christen sein wollten, und er suchte jede Möglichkeit, sich mit ihnen zu treffen, um gemeinsam das Wort Gottes zu lesen. Zugleich hielt er auch unentwegt den Kontakt mit seiner Gemeinde in Witten aufrecht und schrieb für sie allwöchentlich eine Bibelstunde. Die Botschaft, durch die er über Tausende von Kilometern hinweg mit der Gemeinde verbunden war, hatte immer das eine Thema: „In unsere Todeswelt, in

der wir alle unentrinnbar dem Tode verfallen, ist der Heiland hereingekommen. Er hat alles getan, um den Todesbann zu zerbrechen, ist gestorben, auferstanden.“ In dieser Gewißheit erlebte Johannes Busch die großen Nöte des Krieges. Nur flüchtig erwähnte er sie. Und wenn er einmal davon sprach, dann immer nur in dem zitternden Mitleiden am tränenvollen Jammer, an der unendlichen Sinnlosigkeit des Mordens, am qualvollen Schmerz der Verwundeten. Ihn beschäftigte in jener Zeit ständig die Frage, was es bedeutet, daß Gott in Jesus Christus Liebe und Frieden schenkt.

Eine Zeitlang war Johannes Busch Offizier für geistige Betreuung und konnte nun durch Vorträge konkrete Weisungen geben. So findet sich zum Beispiel eine Rede von ihm über das reizvolle Thema: „Kleine, tapfere Soldatenfrau. 1. Ehefragen im fünften Kriegsjahr. 2. Verhalten gegenüber ausländischen Frauen. 3. Wie schreibe ich einen Feldpostbrief?“ Wieviel Hilfreiches konnte durch diesen Dienst geleistet werden!

Gegen Ende des Krieges treffen bittere Nachrichten ein: sein jüngerer Bruder ist gefallen; sein Haus in Witten ist bei einem fürchterlichen Bombenangriff zu Schutt und Asche verbrannt. Damals schreibt er an seine Frauenhilfe: „Wenn ich einmal nach Hause komme und dann da, wo bisher mein liebes Häuslein stand, nur noch Trümmer vorfinde, dann wollen wir uns gemeinsam darin üben, uns von Herzen zu freuen, daß wir einen reichen Heiland haben.“

Die Front bricht zusammen. Die zerschlagenen Truppen ziehen sich durch die zerstörten Städte zurück. Der Rückzugsweg ist eine Straße des Grauens. Von Johannes Busch dringt noch einmal ein Briefchen durch. Es kommt aus dem „brennenden, untergehenden Kolberg“, in das er verschlagen wurde. In Eile sind einige Sätze mit Bleistift gekritzelt: „Wenn keine Nachricht mehr kommt, gebt den Brief meiner Frau! Wir bleiben im Heiland verbunden. Die den Herrn liebhaben, müssen sagen *allewege*: Der

Herr sei hochgelobt!“ Von da ab fehlen jegliche Lebenszeichen von ihm. Nein — da kommt noch ein weiterer Zettel: „Wir sind aus Kolberg heraus! Unfaßbar! Es ist mir wie ein Wunder. In abenteuerlicher Seefahrt hat es geklappt. Ich will den Herrn loben allezeit . . .“

Er gerät in englische Gefangenschaft. Fast drei Monate liegt er in Schleswig-Holstein mit 10 000 Gefangenen unter freiem Himmel. Auf kleinen Zetteln, auf denen Busch damals Tagebuch führte, lesen wir erschütternde Sätze: „8. 5. 45. Wir kriegen ab jetzt jeden zweiten Tag etwas Suppe. Wir sind sehr froh daran. Wie wird aber bei solchem Leben der Mensch zum Tier! Das Wort Gottes ist mir ein unsagbarer Trost. Dazu lerne ich viele Lieder auswendig.“ Wegen der „Hungerkur“ strengt jeder Schritt an, und doch ist er viel auf den Beinen und läßt mit einem Freund zusammen zu den täglichen Andachten ein. Die Lagerleitung überträgt ihm die geistige Betreuung der Soldaten. Bei der allgemeinen Bitterkeit und Lethargie spürt Busch, daß er diesen wichtigen Hilfsdienst unbedingt ausführen muß. So gründet er eine Lagerschule, in der 25 Kurse abgehalten werden in Sprachen, Mathematik, Dichtung, Landwirtschaft. Er selbst sammelt einen Kreis, um Luthers „Sermon von den guten Werken“ zu lesen. Da setzt ein tagelanger Dauerregen ein. „Man hätte hin und her laufen sollen, um sich zu erwärmen; aber dazu waren wir zu schwach. Durch den Regen waren Mantel und Decke so schwer geworden. Am Stiefel ging mir die Sohle los. Jeder Schritt eine Qual.“ Trotzdem bereiten die täglichen Andachten Pfarrer Busch eine immer neue Freude, und er schreibt: „Ein Oberstleutnant sagt mir dieser Tage: ‚Von dem, was Sie reden, ist mir vieles noch dunkel. Aber etwas Geringes habe ich schon gelernt; mit Lust die Bibel zu lesen.‘ Da sagte ich ihm mit Freuden, daß das wahrhaftig nichts Geringes sei, sondern der Anfang vom Leben.“

Dann endlich — die Entlassung! Nun ist der Krieg entgültig vorbei. Tatsächlich? Schon auf der abenteuerlichen

Fahrt nach Witten spürt Busch auf Schritt und Tritt die bösen Schäden des Krieges, die wohl zum Teil überhaupt nicht mehr zu beseitigen sind. Es zeigt sich die bittere Erfahrung, die ihn in den herben Kriegsjahren gelehrt hatte, den Gott des Friedens und der Liebe über allem Gericht zu verkündigen, als er sechs Jahre später in einer Stellungnahme zur westdeutschen Wiederaufrüstung ausführt: „Es erfüllt uns mit größter Sorge, daß wir in dem Augenblick, in dem uns Gott zweimal so deutlich gezeigt hat, daß unser Vertrauen und unsere Hoffnung auf die Zukunft nicht in der Gewalt der Waffen liegen kann, — getrieben allein von nackter Angst — in ein neues Wett-rüsten hineintaumeln. Wir werden nicht den Lauf der Welt dirigieren können, aber was nur immer Christen für den Frieden der Welt tun können, das haben sie unter Einsatz ihrer Kraft und ihres Lebens zu tun. Wir können in diesem Augenblick nicht schweigen, weil Schweigen Sünde wäre.“

Mit der Angst vor der Zukunft paart sich nach der Entlassung aber auch eine bestimmte Hoffnung für die Zukunft. An einem trüben Abend liegen zwei arme, unrasierte Landser auf dem harten Bahnsteig von Hagen. Beide kommen gerade aus dem Kriegsgefangenenlager. Johannes Busch hat hier seinen Freund Rudolf Schmidt gefunden, und sie können nun nicht anders, als eine Nacht lang Pläne zu schmieden, was zu tun sei.

Wenig später kommt Johannes Busch nach Wuppertal. Er steckt noch in der abgeschabten Uniform; denn er hat ja alles verloren. Sogleich setzt er ein Schreiben an alle Vereine des Westdeutschen Jungmännerbundes auf: „Ich stehe so sehr unter dem Eindruck, daß Gott uns eine Atempause ganz besonderer Art gegeben hat. Pakt noch heute die Arbeit an! Es darf keinen Tag damit gezögert werden.“

In Witten geht er durch die zerstörten Straßen seiner Gemeinde, vorbei an den Trümmern seines Hauses, und lange muß er suchen, bis er überhaupt einen Bekannten

findet, der ihn beherbergen kann. Seine Familie ist noch in Württemberg evakuiert und weiß gar nicht, daß der Vater schon aus der Gefangenschaft entlassen ist und längst seine Arbeit wiederaufgenommen hat. Da alle Predigtstätten Wittens zerstört sind, mietet er die Turnhalle des Lyzeums. Die Fenster werden notdürftig geflickt, und die Männer der Gemeinde schleppen die schweren Eichenbänke aus der zerbombten Gedächtniskirche herbei. Es stört keinen, daß an der Decke die Turngeräte aufgehängt sind. Ein wackerer Sattler hat als Kanzel das alte Nazi-Rednerpult aus einer Fabrik besorgt. Auf ihr wird nun das Evangelium verkündigt: „Und sie dankten dem Herrn, daß er gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich währt über Israel. Und alles Volk jauchzte laut beim Lobe des Herrn, daß der Grund am Hause des Herrn gelegt war. Aber viele der alten Priester und Leviten und Obersten der Vaterhäuser, die das vorige Haus gesehen hatten, da nun dies Haus gegründet ward, weinten sie laut.“ (Esra 3, 11. 12.)

Eine Woche darauf leitet der Pfarrer im Soldatenrock das Sennetreffen bei Bielefeld. Schon die Fahrt dorthin war aufregend. Auf dem Trittbrett oder dem Puffer der Züge hatte er einzig Platz gefunden. Aber welch strahlender Glanz, als von allen Seiten eine große Gemeinde zusammenströmte! Ach, wie viele fehlten! Und die, die kamen, waren ausgemergelt von Hunger und Entbehrung. Dennoch konnte Busch mit Dankbarkeit auf diese Tage zurückblicken: „Noch nie in der Geschichte evangelischer Jugendarbeit hat es ein solch unerhörtes Anwachsen der Kreise gegeben wie in diesen Monaten nach dem Krieg: eine ratlose Jugend fand in Jesus Christus ihren Halt.“

Vater Busch und seine Familie

1945. In dunstiger Morgenfrühe klettert die Familie Pfarrer Buschs auf einem kleinen Vorortbahnhof Wittens

aus einem Viehwagen. Die Mutter und die fünf Kinder haben während des Krieges in Württemberg gewohnt, und nun ist zwischen den Ruinen in einer winzigen Wohnung im vierten Stock der Waisenheimat Platz für sie gefunden. Schutt liegt noch auf dem Fußboden, und durch die zerbrochenen Fenster weht der Wind. Bevor der einzige Becher, den sie haben, in der Runde kreist, liest der Vater die Losung: „Der Herr denkt an uns und segnet uns.“

Das war gerade wie für diese Stunde geschrieben und begleitete fortan die Familie. Wenn man manchmal nicht wußte, was man essen sollte, dann stand dieser Satz da. Und wenn oft das nötige Brennholz fehlte, so daß einmal der Vater in seiner Ratlosigkeit einen Stuhl mit seinen Stiefeln zertrümmerte und mit dem Brotmesser zerschnitt, dann konnte man trotzdem in diesem Gedenken Gottes fröhlich und getrost bleiben. Der Bruder von Johannes Busch erzählte, wie er einmal die Familie besuchte. Es war furchtbar aufregend. In dem engen Zimmer das Gedränge der Kinder. An einem Tisch saß der Herr „vom Büro“ an der Schreibmaschine. Durch die Decke tropfte das Regenwasser. Da entdeckte der Bruder einen kleinen Spruch an der Wand, den sich Johannes Busch hatte zeichnen lassen: „In dem rasenden Getümmel schenk uns Glaubensheiterkeit!“ Das war die damalige Situation nach dem Krieg.

Bevor wir nun Johannes Busch folgen, wie er in vollen Touren seine Arbeit als Pfarrer und Bundeswart wieder aufnimmt, müssen wir ihn unbedingt noch ein wenig als Vater kennenlernen. Es sei dem Verfasser erlaubt, in diesem Kapitel als Sohn ein wenig vom Vater zu erzählen.

Grundlegend war für unseren Vater die Erkenntnis, „daß über uns und unsere Kinder unser Herr Christus seine gnadenreiche Herrschaft haben muß“. Ihm war es ein Anliegen, von diesem Wissen aus das Leben seiner Familie zu gestalten. Die Morgenandacht bildete darum das heimliche Zentrum des täglichen Lebens in der Familie. Wenn es möglich war, stand man so rechtzeitig auf,

daß Vater mit uns vier Söhnen noch auf den Posaunen einen Frühchoral blasen konnte. In den Nachbarhäusern freute man sich schon darauf, und man öffnete die Fenster, um ein wenig zu lauschen: „All' Morgen ist ganz frisch und neu des Herren Gnad' und große Treu . . .“ Und dann setzten wir uns um den Tisch und lasen reihum in der Bibel. „Es darf kein Tag ohne Gottes Wort sein. Gottes teures Wort ist wie das Salz bei unserem Essen. Es braucht nicht viel Salz zu sein, und doch entscheidet es über den Wohlgeschmack des ganzen Essens.“

Gerade weil, um in dem Bild zu reden, das Wort Gottes wie Salz ist, war es dem Vater ein Anliegen, daß auch das übrige Essen nicht verdarb. So konnte er sagen: „Die Bewährung christlichen Familienlebens liegt allemal in den Stunden, wo von Gott und seinem Wort nicht geredet wird, und wo er doch unsichtbar gegenwärtig ist: bei jedem Spiel, bei jeder Mahlzeit, bei jedem Gespräch, bei allem, was aus- und eingeht.“

Für ihn galt der Satz: „Liebe und Freude gehören eng zusammen.“ Was war schon das morgendliche Aufstehen für ein Fest! Während die Mutter in der Küche mit den Kochtöpfen klapperte, drängelten wir Kinder uns um das Waschbecken. Dahinter stand der Vater und seifte sich mit dem Rasierpinsel kräftig ein. Dabei sang er mit dröhnendem Baß geistliche Volkslieder und Morgengesänge. Da haben sich einmal drei Brüder unbändig verkracht. Wie tut dieser erste Streit am frühen Morgen dem Vater weh! Nun wird ein heftiges Donnerwetter dreinschlagen?! Der Vater eilt herbei und — klatsch, klatsch, seift er jedem der Jungen den Kopf so ein, bis sie nur noch lachen können. Während sich manch ein Pädagoge den Kopf zerbrechen mag, wie man ohne Schläge in der Erziehung auskommen soll, hat das Vater Busch auf seine Weise durch herzlichen Humor praktiziert.

Er strahlte immer solche Fröhlichkeit aus, die er einmal „eine österliche Gelassenheit“ nannte, „von der mitten im ödesten Grau des Alltags eine sieghafte, stille Freude

ausstrahlt“. Da hatte er einmal an einem Abend in einem Jugendkreis trotz mancher Schwierigkeiten die helfende Gegenwart Jesu bezeugen können. Als er sich dann frohen Herzens durch die Gassen auf den Rückweg begab und dabei schallend einen Schlager pfiß, tauchte plötzlich einer neben ihm auf: „Was würde Jesus dazu sagen, daß Sie nach solch einem Abend derartig pfeifen?“ Er kann ihm nur antworten: „Jesus? Der würde sich jetzt herzlich freuen und mit mir pfeifen.“

Von unserer Mutter hätte eigentlich auf den vorhergehenden Seiten immer wieder geredet werden müssen. Als Vater Busch während des Krieges meinte, seinen letzten Brief schreiben zu müssen, da bekannte er es seiner Frau: „Du hast in den fünfzehn Jahren unserer Ehe mit mir durch viel Leid gehen müssen. Aber Du bist tapfer mitgegangen und hast mein Leben mit viel Glück und Freude erfüllt. Allemal hast Du mitgelitten, mitgetragen und mitgebetet.“ Von dem Geheimnis der Ehe schrieb er wenige Wochen vorher: „Es ist doch etwas Wunderbares, wenn die natürliche Verbundenheit durch eine innige Liebe hineingebettet ist in die große Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe zu unserem Heiland.“

Wie viele Aufgaben hat die Mutter ihrem Mann abgenommen! Während der ganzen Zeit der Ehe besuchte eine große Zahl von Gästen das Haus. Die wurden dann von ihr mit Liebe bewirtet und beherbergt. In den Jahren, da der Gatte kein kirchliches Gebäude betreten durfte, half sie, das Pfarrhaus schnell in ein kleines Gemeindehaus zu verwandeln. Hier fanden von morgens bis abends alle Gemeindeveranstaltungen statt, von der Konfirmandenstunde bis zur Helferkreisstunde für den Kindergottesdienst. Als der Vater im Kriege war, übernahm sie zahlreiche Bibelstunden. Schließlich brachten auch wir fünf Kinder, zu denen nach dem Krieg das Schwesterlein Lydia kam, immer neue Aufregungen. Bei allem Getümmel schrieb sie noch schnell den Satz unter den Brief ihres Mannes an seine Mutter: „Wir sind trotz allem fröhlich.“

Wie erschrocken ist sie, als sie während der Hitler-Zeit in ihren Mädchenkreis kommt und der ganze nationalsozialistische „Bund Deutscher Mädchen“ aufgeboten ist! Was soll das geben? Als sie eine Frage aus dem Fragekasten vorliest: Soll man heute noch die Bibel lesen, wo das doch verboten ist?, entsteht sogleich Empörung in den Reihen des BDM. Da nimmt sich Mutter Busch ein Mädchen vor: „Hast du heute schon in der Bibel gelesen?“ Es schweigt verdutzt, verlegen. Aber unsere Mutter fährt gleich gütig weiter: „Nein? Dann wollen wir das jetzt mal nachholen.“ Dann verteilt sie Bibeln und liest mit den Mädchen Jesaja 53.

Eine andere Szene: 1945. Ende des Krieges. Im Keller eines kleinen Hauses an dem Ort, wohin die Familie evakuiert war, sitzen einige Familien. Die Kinder liegen ängstlich auf den Mostfässern und können nicht schlafen. Draußen schlagen die Granaten der herannahenden Amerikaner ein. Mutter Busch war keine Heldin. Aber da auf einmal sagte sie sich selbst und allen anderen zum Trost: „In der Welt habt ihr Angst. Aber seid getrost, ich, Jesus, habe die Welt überwunden“, und dann singt sie machtvoll, daß auch die Kinder miteinstimmen: „Unter deinem Schirmen bin ich vor den Stürmen aller Feinde frei.“

Wir ahnen wohl ein wenig, welches Glück und welche Hilfe es für den Vater bedeutete, daß ihm eine solche Frau zur Seite stand. Nicht, daß sie über ihren Dienst in der Gemeinde ihre Mutterpflichten vernachlässigte. Im Gegenteil, mit erfinderischer Phantasie und liebender Hingabe wollte sie ihrem Mann und uns sechs Kindern ein fröhliches Leben ermöglichen. Anonym schrieb sie einmal in einer Zeitschrift einen Brief, worum es ihr eigentlich in der Erziehung gehe: „Seit Tagen beschäftige ich mich mit dem Gedanken, was ich euch wohl sagen oder raten würde, wenn ich euch einmal eine Zeitlang oder auch für immer verlassen müßte. Und ich muß euch gestehen, beim Nachdenken darüber wurde mein Herz recht schwer. Und große Sorge erfüllte es. Ihr wißt, daß ihr alle meines

Herzens Freude seid, und daß ich gewiß nicht euch schulmeistern will oder an euch herumkritisieren möchte. Bemüht euch mal, ein jeder an seinem Teil, lieb mit Bruder oder Schwester zu sein!" Als diese Zeilen veröffentlicht wurden, lebte sie schon nicht mehr.

Sie hatte schon länger krank gelegen. Am Ende des Jahres 1950 wurde der Vater plötzlich aus dem Silvester-gottesdienst herausgerufen. Eine Herzschwäche hatte sich bei der geliebten Frau eingestellt. Beide wußten, daß sie sich auf ihr Ende vorbereiten mußten. Die Mutter litt bei dem Gedanken daran unter schwerer Anfechtung. Da war es das Lied „Aus Gnaden soll ich selig werden“, das auf einmal den Vorhang zerriß, so daß sie voll dankbarer Freude immer wieder sagte: „Was die Vernunft nicht fassen kann, das beut mir Gott aus Gnaden an.“ Nur eine Sorge stand immer wieder auf: Was wird aus den Kindern? Sie beruhigte sich erst, als sie hörte, daß eine Nichte schon unterwegs war, um die Kinder zu versorgen. Während die Familie in der Wohnstube Choräle sang, sprach der Vater der sterbenden Mutter Bibelwort um Bibelwort zu: „Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst.“ In der folgenden Nacht starb sie, und mit blutendem Herzen schrieb ihr Mann an seine Geschwister: „Auf ihr Schreibtischlein hat sie sich vor Weihnachten den Spruch hingestellt: ‚Deine Augen werden den König sehen in seiner Schöne‘; das darf sie nun.“

Auf Wunsch der Mutter sollte Vater Busch die Rede an ihrem Grab halten. Blaß stand er am Sarg, als er begann: „Auf diesem Friedhof habe ich vielen Trauernden die Botschaft vom Lebensfürsten gesagt. Vielleicht habt ihr dabei gedacht: an dich ist's noch nicht gekommen, sonst würdest du wohl anders reden. Aber nun – ist's an mich gekommen. Nun habt ihr das Recht zu fragen: Bleibst du bei deiner Botschaft?“ Schweigend hörte die Gemeinde: „Ja=wohl, es gilt auch noch in dieser Stunde: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ –

Die Jugendzeit der Kinder war natürlich entscheidend geprägt und bestimmt durch den Beruf des Vaters. Das spürten wir schon sehr früh daran, daß das Studierzimmer des Vaters etwas ganz Besonderes unter allen Zimmern des Hauses war. Wer zum erstenmal das gemütliche Zimmer betrat, mochte überrascht gewesen sein. Rundum durch das ganze Zimmer lief eine lange Reihe von Bildern. Wie ein Fries zogen diese Bilder an den Wänden entlang. Sie alle zeigten Köpfe von Männern, die einmal im Reich Gottes eine gesegnete und wichtige Bedeutung hatten. Da sah man Männer aus allen Epochen der Kirchengeschichte, vorwiegend solche aus der Zeit des Pietismus und der Erweckungsbewegung. Von jedem wußte uns der Vater fesselnd zu erzählen, so daß wir uns eifrig daran machten, ihre Namen auswendig zu lernen. Direkt am Fenster stand der Schreibtisch, an dem er seine ausgedehnte Korrespondenz erledigte und sich auf seinen Verkündigungsdienst vorbereitete. Hier in diesem Studierzimmer haben wir, wenn sich der Vater eine Pause in seiner Arbeit erlauben konnte, an manchem Samstagabend zusammen gespielt. Hier hat er uns Kindern oft Rat und Hilfe gegeben. Um jeden kümmerte er sich ja mit Sorgfalt. Als Christoph, der vierte Sohn, an Lungentuberkulose erkrankt war und viele Monate in einem Sanatorium lag, hat der Vater ihm täglich einen Brief geschrieben, so daß der Sohn glauben konnte, der Vater denke ständig an ihn.

Kaum hat Vater Busch eine Fahrt unternommen, ohne daß eines seiner Kinder mitfahren durfte. Er setzte sich dann gern hinten in seinen Volkswagen hinein, dem seine Kinder den Namen „Gideon“ gegeben hatten. Als später der schwarze Wagen durch einen weißen ersetzt wurde, kam Christoph gleich auf den passenden neuen Namen: „Nathan der Weis(s)e“. Auf der hinteren Bank des Wagens erheiterten wir uns auf den Dienstreisen des Vaters mit Unterhaltungsspielen. Wenn wir z. B. Personenraten spielten, dann rief der Vater: „Rausgehen!“ Das hieß, daß eines der Kinder sich Augen und Ohren zu-

halten mußte, bis eine Person ausgemacht war und das Raten beginnen konnte.

War man dann am Zielort angekommen, und es war noch Zeit bis zum Vortrag oder zur Predigt des Vaters, dann zeigte er uns die Umgebung des Ortes oder etwas von der Industrie der Gegend oder eine historische Stätte. Wie waren wir erstaunt, was der Vater alles wußte, und wie er uns davon erzählen konnte!

Ich entsinne mich, wie er die ältesten drei Söhne, Johannes, Albrecht und mich, einmal nach London mitgenommen hatte, wo er auf dem Jahresfest des dortigen CVJM sprechen sollte. Da führte er uns durch die St.-Pauls-Kathedrale. Immer wieder blieb er stehen und wies uns auf die berühmten Männer hin, die hier begraben liegen: der Komponist Händel, General Wellington, Admiral Nelson. Wie ergriffen war er, als er das Grab von George Williams entdeckte, jenes Kaufmanns, der den CVJM in London gründete und nun unter den Helden der Nation ruht! Der Vater erklärte uns: sein Vermächtnis ist nicht eine historische Leistung, sondern ein herrliches Angebot: „Wenn ihr ein glückliches, brauchbares und nützliches Leben haben wollt, so gebt Jesus eure Herzen, solange ihr noch jung seid!“

Wenn der Vater von seinen Reisen wieder nach Hause kam, ging es regelmäßig sehr munter zu, so daß er einmal das Wort prägte: „Heute abend habe ich frei. Da wollen wir uns dann ein paar gute Tage machen.“ Die Eltern haben uns Kindern besonders das gemeinsame Musizieren liebgemacht. Damit auch die beiden Töchter, Barbara und Lydia, nicht davon ausgeschlossen wurden, spielten die Brüder mit dem Vater nicht nur auf der Posaune. Eines Tages packte Vater Busch seine alte Bratsche aus und fing nach 25jähriger Pause an, wieder darauf zu üben. So regte er seine Kinder an, ein Familienorchester zu gründen. Das waren immer Höhepunkte für die Familie, wenn wir auf dem Cello, der Oboe, der Flöte und den Geigen alte Kammermusik spielten.

Als einer der Söhne einmal den Vorschlag machte, eine Familienolympiade zu veranstalten, unterstützte Vater Busch sofort den Plan. Ein Termin wurde festgelegt, und es fingen sogleich die Vorbereitungen dafür an. Und dann begann das Sportfest. Der alte Großvater Johann steckte als Fackelläufer das olympische Feuer an, und unser Vater hielt eine flammende Rede. Jedes Kind vertrat eine Nation. Welche Freude, als dann der Vater als Vertreter „Deutschlands“ am Wettlauf und Weitsprung teilnahm!

Ausgiebig Zeit für seine Familie fand er natürlich nur in seinen Ferien. Er holte dann den Spazierstock hervor, den ihm junge Männer aus dem CVJM geschnitzt hatten. Die lästige Krawatte wurde abgebunden. Das war für uns Kinder das Zeichen, daß nun große Wanderungen begannen. Die Ausflugsziele setzten wir ganz demokratisch im Bruderrat fest. Allerdings hatten die Mädchen hier nur „Sitz“, während sich auch die jüngeren Brüder stolz zu den Männern zählten und darum auch „Stimme“ hatten. Wie verstand es der Vater, auf solchen Wanderungen uns die Augen zu öffnen für die verborgenen Schönheiten der Natur! Immer wieder stimmte er so herzlich Lieder an, daß wir sofort mitsangen.

Einmal nahmen wir alle Instrumente des Familienorchesters in die Ferien mit. Das Cello war oben auf das Dach des Volkswagens gebunden worden. In der Einsamkeit der Schweizer Berge fand dann täglich ein Konzert statt. Zu den Proben für das gemeinsame Musizieren zog sich jeder an eine stille Stelle zurück. Vater probte auf seiner Bratsche regelmäßig in einem Kuhstall. Zu seiner Stärkung nahm er sich seine Pfeife mit, sowie eine Kanne mit Tee.

Weihnachten! Wie verstehen es die Eltern, ihren Kindern ein schönes Fest zu bereiten! Mit Jubel bestaunen und gebrauchen auch die ältesten Brüder die Puppenküche, die der Vater gebastelt hat. Ein ausführliches Puppenessen ist für die Feiertage geplant. Man trifft sich dazu in Verkleidung. Während wir Kinder uns schon gegenseitig vorstellen, erscheint der Vater mit Verspätung als „Fürst von

Monako". Auf seinem Haupt trägt er ein zierliches Damenhütlein. Begeistert wird er begrüßt. Zwischen den winzigen Portionen der Puppenmenüs dürfen sich die Söhne in einer Rede auf die Schwestern versuchen. Die Rede des Vaters gipfelt in dem Satz: „Für diese edle Speise gibt es nur ein Wort: deliziös und opulent.“ Obwohl die jüngeren Kinder nicht verstehen, was das heißt, ahnen sie wenigstens den Sinn und klatschen Beifall.

Am nächsten Morgen ruft der Vater seine älteren Kinder zusammen und geht mit ihnen in ein benachbartes Heim, in das Bergleute für einige Tage eingeladen sind. Mit ihnen, die ein so trostloses Dasein in scheußlichen Massenquartieren haben und oft ihren harten Beruf verfluchen, wollen sie sich gemeinsam an Weihnachten freuen. Dies scheint aber schwierig, weil ja, wie Vater Busch an seine Mutter schreibt, „diese sechzig jungen Männer völlig gottlos sind und man sie auf keinen Fall mit christlichen Formen und frommen Worten überfallen darf. Wir kamen mitten ins Frühstück hinein und setzten uns zunächst einmal dazwischen. Ich ließ mir von verschiedenen ein wenig erzählen. Da sitze ich neben einem Ostpreußen, Bauernsohn. Als die Russen kamen, war der Junge fünfzehn Jahre alt und wurde weggeschleppt. Sie brachten ihn bis zum Kaukasus, wo er Straßenarbeit machen mußte. Vor einem halben Jahr ist er zurückgekehrt und findet niemand mehr von seiner Familie und arbeitet jetzt im Bergwerk. Es kann sich keiner von uns vorstellen, was solch ein Junge an Bitterkeiten, Tiefen und Einsamkeiten durchgemacht hat. Er saß zunächst so schweigend und erstarrt da, daß ich ganz verzagt war. Nach dem Frühstück habe ich dann ganz einfach mit den Jungen auf den Hörnern Weihnachtslied um Weihnachtslied gespielt. So konnte ich denn ganz zwanglos von meinem Bläserplatz aus meine Predigt halten: ‚Euch ist heute der Heiland geboren‘. Diese gottlosen Gesellen hörten in solcher Stille zu, daß ich nur wollte, wir hätten mehr solcher Weihnachtsgottesdienste.“

Das Licht der Frohen Botschaft, das für alle strahlt, muß auch über einem wahren Familienleben leuchten. Daß das tatsächlich geschehen kann, war bei Vater Busch tägliche Freude und tägliche Sorge.

Was Johannes Busch verkündigte

Unzählbar oft hat Pfarrer Busch das Evangelium verkündigt. Manchmal hat er an einem Sonntag an drei oder vier verschiedenen Orten gesprochen, gepredigt, evangelisiert. Um ihn kennenzulernen, muß darum auch das vernommen werden, *was* er sagte, und *wie* er es sagte. Die christliche Gemeinde kann ja ihre Väter gar nicht anders betrachten, als daß sie in der Verkündigung ihrer Vorfahren den Hinweis erfaßt, den sie mit ihrem Leben und Wort gaben.

Wir stehen nun aber vor einer großen Schwierigkeit, wenn jetzt zunächst dargestellt werden soll, *was* Johannes Busch verkündigte. Er lehrte ja nicht ein starres System, noch vertrat er ein eigenwilliges Sonderanliegen. Zudem ist auch von dem, was er in seinen vielen Predigten und Reden sagte, das allerwenigste erhalten. Meist notierte er sich dafür nur wenige Stichworte auf kleine Zettel. Daß er kein festes Schema verkündigte, und daß sein Zeugnis vorwiegend im mündlichen Wort bestand, ist schon ein Zeichen dafür, worum es ihm ging. Zentrum seiner Verkündigung war das *Wort Gottes*. Denn er wußte: „Wer wirklich dem lebendigen Gott begegnen will, der muß ihn in seinem Worte suchen, oder er verfällt falschen Göttern und Götzen.“ Wo die Alleingültigkeit der Heiligen Schrift für das Zeugnis der Christen bestritten oder vergessen wird, da verliert man Gott selbst. Darum muß jede Art von Verkündigung immer wieder ihren Grund in dem sorgfältigen Abhören der Bibel haben. Weil das Wort Gottes, ganz ungeschützt durch

menschliche Besserwisseri, für die christliche Botschaft genügt, hat Pfarrer Busch auch in seinen Evangelisationen und Reden vor Menschen, die dem Evangelium fernstehen, immer nur die Heilige Schrift ausgelegt. Ihm ging es eben nur um das eine Wort Gottes. Darum konnte er auch dessen überraschende Vielfalt ganz ernst nehmen. Darin bestand im Grunde seine „heilige Einseitigkeit“, daß er die Bibel zu Worte kommen lassen wollte, so einseitig, wie sie selbst jeweils spricht.

Johannes Busch wußte nun aber auch, daß das Wort Gottes ein deutliches Thema und bestimmte Motive hat. In einer kleinen, ziemlich unbekannt gebliebenen Schrift „Gottes Wort“ schrieb er von der heimlichen Mitte der Bibel: „Die Bibel hat in allen ihren Teilen eigentlich nur eine Botschaft, die sie uns immer wieder aufs neue sagt: Der Herr ist König. Gegen alle Rebellion und allen Ungehorsam setzt er nur noch viel allmächtiger das Grundthema seines Wortes: Der Herr ist König. Er wird König bleiben, . . . allen menschlichen Widersprüchen zum Trotz in einer Welt der Verlorenheit, der Sünde und des Todes mit solch heiligem Gericht und mit solch unaussprechlicher Gnade, daß wir nur anbeten können.“ Die Königsherrschaft Gottes besteht darin, daß er nicht für sich allein, sondern nur mit dem Menschen zusammen sein will. Das führt Pfarrer Busch näher aus in seinem Buch „Ausländer auf Befehl“, in dem er das Leben des Abraham auslegt. „Ein Bund von solch ungleichen Partnern ist wohl nie geschlossen worden. Auf der einen Seite steht der gewaltige König und Herr, dem wir mit Leib und Leben gehören. Auf der anderen Seite steht der kleine Empörer, der es in der blinden Vermessenheit der Sünde gewagt hat, gegen seinen Herrn Aufruhr zu machen. Und nun kommt dieser Gott und neigt sich herunter: ‚Ich will einen Bund machen zwischen dir und mir.‘ Der Vertrag hat nur einen Paragraphen. Aber in diesem Abkommen ist alles gesagt: ‚. . . daß es ein ewiger Bund sei, also daß ich dein Gott bin.‘ Damit sind wir ein für allemal aus

den Schuld- und Todeszusammenhängen herausgerissen. Gott fängt hier an, der ganzen Welt und allen Menschen eine ewige Errettung zu schenken. Auch die Wagemutigsten unter uns ahnen nicht, wie kühn Gott in diese Welt vorgestoßen ist. Das Sterben unseres Heilandes mitten unter Verbrechern ist ein ewiges Zeichen dafür, daß es keinen Menschen gibt, dem Gott nicht helfen wollte.“

Davon redet auch ein Brief, den Johannes Busch von der ersten gesamtdeutschen Synode der Evangelischen Kirche kurz nach dem Krieg schrieb. An einem der Tage hatte ein bekannter Professor über die allgemeine deutsche Not gesprochen und dargelegt, daß dies Elend schuld daran sei, daß das gesunde Rechtsbewußtsein der Deutschen nicht zur Entfaltung komme. Dagegen sagte Pfarrer Busch ganz scharf, es gehe doch um die ganz andere Frage: „Wie bekommt Gott unter Rechtsbrechern Recht? Antwort: er hat Recht bekommen, und zwar auf eine wunderliche Weise. Gott hat sich unter die Rechtsbrecher gestellt und ist für sie gestorben. Christus am Kreuz, das ist das Recht Gottes unter Rechtsbrechern.“

Aber was macht der Mensch? „Ist nicht unser ganzes Leben eine ständige Kette von Ungehorsam und Nichtachtung der göttlichen Befehlsgewalt? Und führten wir das ehrbarste Leben, darin besteht unsere Sünde, daß wir nicht im rechten Gottesgehorsam stehen, daß fremde Herren über uns regieren: unser eigenes Ich, Leidenschaften und Lüste, der altböse Feind.“ Wie weit wir Menschen von Gott entfernt sind, entdecken wir im Tod Jesu für uns, gegen unsere Sünde. „Nur wer dieses Gericht am Kreuz ganz ernst nimmt und seine Sünde wirklich in ihrer ganzen Schwere dort offenbar machen und richten läßt, wird allein auch die Seligkeit des Kreuzes ergreifen.“

Die Liebe Jesu ist darum immer zugleich ein Ruf zur Entscheidung für Jesus und zur *Bekehrung* zu ihm. Der Ruf ist darum so dringlich, weil es ein „Zuspät“ für die menschliche Entscheidung gibt. Vor den Delegierten des Westdeutschen Jungmännerbundes während einer so ge-

nannten Bundesvertretung hat Pfarrer Busch einmal gesagt, daß „die Entscheidung jedes einzelnen“ wesentlich zum Reich Gottes gehört. „Das Reich Gottes wird weder durch große Programme noch durch das Aufgebot der Massen gebaut. Wer einmal mit ganzem Ernst die Geschichte des Reiches Gottes betrachtet, dem wird das Geheimnis des göttlichen Reiches immer unfaßbarer und größer, der wird mit Staunen sehen, daß die Siege Gottes nie von Menschen organisiert oder hervorgezwungen worden sind, sondern da hat sich Gott auf einmal wunderbar und herrlich gezeigt, wo sich irgendein Unbekannter ganz für Jesus entschieden hat.“ Gegen ein falsches Verständnis von Bekehrung weist Busch darauf hin: „Deine persönliche Glaubenserfahrung, ‚Ich habe ihn gefunden‘, gründet sich nicht auf dein Gefühl, sondern auf die Taten Gottes, die er am Kreuz und am offenen Grab geschenkt hat.“ Aber eben diese Taten Gottes zielen auf jeden Menschen hin und wollen im Leben eines jeden Raum gewinnen. „Du sollst deinen Werktag heiligen. Laß dein Leben völlig beschlagnahmen von dem, der dein Leben allein ordnen kann! Entweder ist Jesus der Herr über unser ganzes Leben, oder er kann uns überhaupt nicht segnen. Dieser Herr läßt sich nicht in einen kümmerlichen Winkel hineindrängen.“

In allen Predigten und Reden Buschs erging dieser Ruf zur Bekehrung. 1951 fand in Bochum ein großes Posaunenfest statt. Über 3000 Posaunen spielten herrliche Loblieder von Jesus, dem Sieger. Pfarrer Busch predigte damals in der gewaltigen, staubigen Halle eines Stahlwerks: „Hier in diesem Raum stehen 10 000 Stühle, und ich sehe, daß wir heute morgen schon fast 20 000 gebraucht hätten. Und plötzlich sind hier nicht mehr 20 000, sondern du bist ganz allein vor Jesus. Dahinten das junge Mädchen – jetzt steht jeder allein vor Jesus, und er macht seinen Königsgriff.“

Ein Christ, der zum Glauben gekommen ist, ist damit zur *Heiligung* berufen. „Meine Seligkeit liegt nicht darin,

daß ich dies und jenes lasse, sondern allein darin, daß Jesus Christus sein Leben für mich gelassen hat.“ Wer dessen gewiß ist, ist damit von der Knechtschaft unter sein eigenes Ich zum freien Dienst für Jesus befreit. Gemeint ist damit nicht „der Wunsch, eine Art Elitetruppe zu haben“. Da wäre man ja von einem falschen Menschenbild umgetrieben. „Den alten Griechen stand das Idealbild vor Augen: das Gute und das Schöne. Die Regel für unsere Arbeit steht in Lukas 15.“ Norm der Heiligung ist der Glaubende nicht an sich selber. Vielmehr ist Maßstab seines Lebens Christus und der Nächste. „Jünger Jesu leben so, daß ihr Herr und Heiland in jedem Augenblick dabeisein kann.“ Und weil Jesus den Nächsten mir wichtig gemacht hat, gilt es auch, „um des schwachen Bruders willen“ bestimmte Dinge zu tun und zu lassen.

Wiederum ist jeder einzeln und persönlich in seinem Leben und Beruf zur Heiligung bestimmt. Hinter der Redensart, daß einer seinen Beruf aufgeben wolle, um dem Herrn hauptamtlich und so erst „ganz“ zu dienen, wittert Busch „die gottlose Vorstellung, als gäbe es verschiedene Stufen und Klassen der Heiligung. Ein gläubiger Bäcker und ein für Jesus brennender Kaufmann dienen genauso ganz unserem Herrn wie nur irgendein Berufsarbeiter. Das müssen wir dem Bergmann und dem Fabrikanten, dem Bauern und dem Studenten, dem Kaufmann und dem Schüler sagen, daß er an seinem Platz ganz und gar des Heilands Eigentum ist, und daß er ihm darum auch von Herzen an seiner Stelle, an die ihn Gott hingestellt hat, dienen muß.“

Von hier aus wird schon deutlich, warum für Johannes Busch das *allgemeine Priestertum der Gläubigen* ein so besonderes Anliegen war. Es gibt in der Gemeinde Gottes keine Privilegien für einzelne, sondern alle stehen unter der gleichen Gnade und unter dem gleichen Gebot. Alle Gläubigen dürfen sich trotz ihrer Armut in die Schar Gottes hineinstellen. Pfarrer Busch sang gern den Liedvers: „Himmelan wallt neben dir alles Volk des Herrn,

trägt im Himmelsvorschmack hier seine Lasten gern. O schließ dich an!" Davon schrieb er einmal den Mitarbeitern in der Jugendarbeit: „Schon als Junge ging mir dieser Vers immer durch und durch. Ich meinte es geradezu spüren zu können, wie nicht nur neben uns, sondern lange voraus ein Zug wandert aus allen Ständen und Berufen, die Jesus mit seinem Blut erkauft und erlöst hat, und die darum der Herrlichkeit entgegenwandern. Das bleibt das köstlichste Geheimnis der Gemeinde Jesu.“ Eben als wanderndes Gottesvolk hin zur kommenden Ewigkeit Gottes ist die Gemeinde durch zweierlei bestimmt: „Sie ist Schauplatz dessen, was Gott tut, und wird damit zum Werkzeug, durch das dann Gott immer neu handelt und sein Wort sich ereignen läßt.“ Fast widersprüchlich kann Pfarrer Busch immer ein Doppeltes von der Gemeinde sagen: „Wir wissen, daß die enge Pforte der einzige Zugang zu einer ungeheuren Weite ist.“ „Soll es wirklich bei euch vorwärtsgehen, dann laßt jetzt einmal alles still werden!“ „Je gründlicher meine Hände leer sind, desto gewaltiger ist die Vollmacht des Betens.“ Im Glauben fallen ja die beiden Dinge zusammen: „das heilige Stillestehen vor Gott und das Sich-Regen in seiner Kraft“.

Darum gehört schließlich auch der brennende *missionarische Eifer* zum Wesen der Gemeinde. „Je näher wir zu Jesus gesammelt sind, desto kräftiger kann er uns in die Welt hineinsammeln.“ Während der 100-Jahrfeier des Weltbundes des YMCA, zu der im Sommer 1955 junge Männer aus allen Erdteilen nach Paris gekommen waren, hielt Johannes Busch ein Referat, dessen Thema sich mit dem Zusammenleben der Christen mit den Nichtchristen in den natürlichen Gemeinschaften befaßte. Konnte er, der so einseitig von Christus verkündigte und zu Christus rief, dazu etwas sagen? Da vernahmen die Delegierten aus aller Welt: Jawohl, der Christ lebt in der Welt – aber er lebt in ihr als Zeuge Jesu: „Ihr seid das Licht der Welt. Versteht ihr, nicht ein Kirchenlicht, das hinter ver-

schlossenen Türen brennt, nicht ein Lämpchen, das man in die Ecke stellt, sondern das Licht dieser Welt, die täglich in ihrer Arbeit, in ihrem Betrieb, in ihrer Unruhe steht!“

Kurz nach dem Krieg rief es Johannes Busch einmal einer Jungmännerversammlung zu: „Warum findet man uns nicht unter den Brüdern vom Schwarzen Markt, warum sind wir nicht bei denen, die den Glauben verloren haben? Ich sehne mich nach dem Tag, wo all die Selbstgerechten und Satten mit Fingern auf uns zeigen: Diese nehmen die Sünder an und essen mit ihnen! An dem Tag sind wir wieder auf den Spuren unseres Herrn und Erlösers. Und wenn sich alle an uns ärgern, wenn sich nur das Heer der gottlosen und entrechteten, der glaubenslosen und verkommenen Jugend zu uns hingezogen fühlt! Noch einmal sage ich euch: Gehet hin in alle Welt!“

Aber wie sagt man das Wort Gottes? Pfarrer Busch hat sich immer wieder neu und dringlich diese Frage gestellt: „Wie sage ich diesem zerrissenen und heimatlosen, diesem oberflächlichen und doch so abgründigen heutigen Menschen Gottes Wort so, daß er endlich das hört, was er hören muß, nämlich eine Botschaft, die Rettung, Halt und Leben gibt? Wie kann ich dieses altehrwürdige Evangelium dem jungen Mann, dessen ach so schmale Gedankenwelt zwischen Motorradlärm und Kinobildern eingeklemmt ist, so eindringlich sagen, daß er seine Sache, seine Not und sein Leben hört?“ Was er zu hören hat, liegt darin beschlossen, daß Gott die Welt so liebgehabt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

In der Weite des Dienstes

„Christentum ist nicht eine tote Lehre, die man mit ermahnenden Worten einem übermitteln könnte, sondern christlicher Glaube ist Leben.“ Das Leben eines Christen

ist aber nicht Zerstreuung, sondern Leben auf festem Grund. Daß Christus „draußen vor dem Tor“ gelitten hat, heißt: „Die Schuld ist gebüßt. Und ich? Ich darf leben.“

Darum ist es nun unentbehrlich, einige Bilder aus dem Leben von Johannes Busch vor Augen zu führen. Wir greifen nur einige „alltägliche“ Beispiele heraus, um daran die Fülle seines Dienstes zu zeigen. Wie sehr der Dienst sein Leben prägte, zeigte sich oft auf seinen Dienstreisen. Mittags hatte man einmal Rast gemacht. Als Busch wieder gehen will, ruft der Wirt der Kellnerin zu: „Lydia, der Herr will zahlen!“ Und während dann Pfarrer Busch die Rechnung begleicht, beginnt er: „Sie haben einen schönen Namen.“ Die Kellnerin blickt ein wenig verlegen auf. Aber er fährt fort: „Kennen Sie eigentlich die Geschichte von der berühmten Lydia?“ „Nein.“ Da erzählt ihr Busch von jener Purpurkrämerin, der ersten Frau in Europa, der „der Herr das Herz aufschloß“.

Ein Mitarbeiter von Johannes Busch erinnert sich an eine Szene, die er nach einer langen, erschöpfenden Nachtfahrt im Morgengrauen in Berlin mit ihm erlebte. Sie rasierten sich in den Waschkabinen beim Bahnhof Zoo. Da fing doch Pastor Busch plötzlich an, mit lautem Baß zu singen: „Lobet den Herren“, daß es durch die Kellergewölbe hallte. Als sie dann wieder aus den Kabinen traten, kamen alle Putzfrauen und drückten dem Sänger ergriffen die Hand. So etwas hätten sie noch nie erlebt. So konnten selbst kurze Erholungspausen nicht Dienstpausen sein. Aber das waren ja nur Randgeschehen in der Vielzahl der Aufgaben.

Busch war der Ansicht: „Der Dienst in der Gemeinde ist doch der Nährboden, von dem aus aller übrige Dienst erwächst.“ Darum war es ihm nach dem Krieg eigentlich sehr schwergefallen, daß er schließlich seine Gemeindearbeit aufgeben mußte, da ihn seine Arbeit als Landesjugendpfarrer und Bundeswart fortan hauptamtlich band. Nun fuhr er Tag für Tag durchs Land. Da war ein Jahres-

fest eines CVJM, dort eine Evangelisation, die er gleich mit einer Freizeit verbunden hatte. Und natürlich Tagungen, Sitzungen und Mitarbeiterrüstzeiten. Sehr oft waren es auch schlichte Bibelstunden, die er in irgendeinem kleinen Kreis hielt. Einmal ist er eine ganze Nacht hindurch nach Hessen gefahren, nur um in einem verlassenen Dörflein zwei Mitarbeiter zu stärken. Tiefbewegt erzählte er ein andermal von einem Kaufmann, den er besuchte, und von dem er hörte: „Die Arbeit bei uns ist sehr klein. Ich bin der einzige Mann unseres CVJM. Aber ich bete zur Zeit um den zweiten Mann.“ Ganz glücklich konnte er einige Wochen später berichten: „Ich habe den zweiten Mann gefunden.“

Überhaupt besuchte Pastor Busch gern schwache Kreise mit wenigen Mitarbeitern. Denn für ihn galt: „Ein Mann mit einem brennenden Herzen für Jesus ist eine gewonnene Schlacht.“ Warum? Busch antwortet: „Wir leben unentwegt davon, daß der Heilige Geist, der der König über alle Gewalten ist, Mut zur Treue im Kleinen hat.“ Darum kann Pfarrer Busch so glücklich auch bei „geringen“ Geschehnissen sein. In einem Brief verdeutlichte er dies: „Mich packte so der Gedanke, wie unser Gott ganz andere Maßstäbe hat. Wir meinen, das Ruhrgebiet oder Nürnberg, Würzburg oder München seien Schwerpunkte. Da lächelt Gott nur und sagt: B. Das ist ein lächerliches Dorf. Wenn ich nicht irre, hat es 159 Einwohner. Aber da geht ein Segen aus. Ja, unser Gott hat eine eigene Strategie.“ Übermütig vor Freude klingt ein anderer Bericht: „Da ist seit Erschaffung der Welt in dem toten Nest S. noch nie eine Jugendarbeit gewesen. Aber Gott hat es gefallen, vor einiger Zeit einen Mann willig zu machen, dort eine Arbeit anzufangen. So fuhr ich vor einer Woche durch Schnee und Eis dorthin. Da saßen denn in einem völlig ungeheizten kalten Raum dreißig junge Leute und warteten auf mich. Ihr hättet die Freude dieses Abends miterleben müssen. Alle Viertelstunden unterbrachen wir und machten irgendein wildes Bewegungsspiel wie ‚Reise

nach Jerusalem', nur daß die Kerle wieder warm wurden. Und zwischendrin erzählte ich ihnen eine Geschichte nach der anderen, was es bedeutet, wenn Jesus zu jungen Männern kommt. Über diesem Abend lag trotz der elenden Umgebung ein solch wunderbarer Glanz: ‚Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freut in der Ernte.‘“

Bei seinen Vorträgen und Predigten kannte Busch eine Gefahr nur zu gut, nämlich die, daß der Redner vor allem für die Jugend langweilig und unverständlich sprach. „Manchmal sind wir wie jene ehrwürdigen Säulen in Jerusalem. Wir möchten sie alle zwingen, daß sie zu uns kommen; wir möchten sie nötigen, bestimmte Formen anzunehmen. Aber auf einmal macht uns Gott deutlich: da draußen entsteht auch Gemeinde Jesu. Wir werden unserer Aufgabe nicht gerecht, wenn wir nicht den kühnen Mut haben, alles für Schaden zu halten, nur um Menschen für Jesus zu gewinnen.“

Diese Kühnheit, gelegentlich auch gute Konvention außer acht zu lassen, hat Busch dann auch je und dann gezeigt. Da spielt sich an einem Ort ein ehrwürdiges Jahresfest eines Jungmännervereins ab. Die feierliche Stimmung wirkt lähmend auf die vielen jungen Männer. Nun kommt Pastor Busch an die Reihe: „Kennt ihr den dummen Witz?“ Die Jugend merkt auf. „Da steht ein Bauer am Fahrkartenschalter. ‚Ich möchte eine Fahrkarte.‘ ‚Ja, wo wollen Sie denn hin?‘ Der Bauer antwortet pffiffig: ‚Das geht Sie gar nichts an, wohin ich fahren will. Ich will eine Fahrkarte.‘“ Alles paßt auf und lacht, und Busch fährt nun fort: „Ihr wollt sicher alle leben. Aber wohin geht die Reise? Stehen wir vielleicht genauso da wie der Bauer am Fahrkartenschalter?“ Wenn immer Busch redete, ging es ihm darum, zu den Menschen zu sprechen „als den ihm von Gott gesetzten Freunden und Brüdern“. Denn sonst stirbt die ganze Arbeit an ihrer inneren Langeweile und Lieblosigkeit.

Ein Heim für schwer erziehbare Jungen feiert sein Jahresfest. Es ist ein Goldener Sonntag. In einer riesigen

Scheune sammelt sich eine vieltausendköpfige Gemeinde, während schon die Posaunen blasen. Busch hält die Predigt: „Petrus war zwar gefangen, aber die Gemeinde betete.“ Er blickt auf; er habe sich überlegt, wer heute eigentlich anzureden sei: die Anstaltsleitung, die vielen Gäste oder die Erzieher. Aber die wichtigsten Menschen seien doch an diesem Tag die Jungen hier. „Paßt mal genau auf“, spricht er sie an, „ich wollte euch heute dies eine sagen: Jesus kann auch ein verpfushtes Leben wieder in Ordnung bringen. Stellt euch vor, Jesus will euch zu seinen Jüngern machen!“ Frau Busch, die bei diesem Fest dabei war, berichtet davon: „Als Johannes soweit gekommen war, fing auf einmal eine Frau ganz laut an zu weinen. Das war so erschütternd, daß einfach alles, was in der Scheune war, mitweinen mußte, obwohl man von dem Jammer der Frau gar nichts wußte. Die Frau mußte hinausgetragen werden, während die große bewegte Gemeinde den Vers sang: Selig, ja selig ist der zu nennen, des Hilfe der Gott Jakobs ist, welcher vom Glauben sich nicht läßt trennen und hofft getrost auf Jesum Christ!“ Hinterher hört Pfarrer Busch von dieser Frau, daß sie die Mutter eines der Schwererziehbaren war, der wegen guter Führung einige Tage Urlaub erhalten hatte. Aber er hatte die Zeit benutzt, um seine eigene Mutter, eine Flüchtlingsfrau, restlos zu bestehlen und mit dem Erbeuteten in der Unterwelt Hamburgs unterzutauschen. Nun war der Junge gerade wieder in das Heim eingeliefert worden, und die Mutter war eigentlich nur erschienen, um zu sagen, daß sie sich um ihren Sohn nicht mehr kümmern wolle. Es sei nicht mehr ihr Sohn.

Und dann wieder ganz andere Situationen. Da sehen wir Johannes Busch in einer Kirche oder auf einem Marktplatz, in einem Zelt oder einem Wirtshaussaal. Da missioniert er auf dem Alexanderplatz in Ostberlin mitten in dem Milieu erklärter Gottlosigkeit, oder er predigt in der Auslandsgemeinde Londons oder Genfs.

Auf dem Kirchentag in Berlin hat Pastor Busch im

Jugendgottesdienst zu predigen. Eine unübersehbare Menge hat sich auf der Fläche des Maifeldes versammelt. Plötzlich, als der Gottesdienst beginnen soll, fällt der Lautsprecher aus. Der elektrische Strom fehlt. Man versucht trotzdem anzufangen. Ein Chor singt, aber er ist kaum in den ersten Reihen zu hören. Jetzt muß es eine Katastrophe geben. Doch da setzt der Lautsprecher wieder ein. Unvergeßlich, wie nun Busch anfängt zu predigen: „Unser Gott hat uns heute eine Predigt gehalten, die allerdings sehr gewaltig war, und zwar so, wie es immer ist, wenn Gott predigt. Da saß ein begieriges Volk, zu hören, und ich saß dahinten mit meiner Predigt, und es blieb stumm. Ist das nicht oft unsere Lage, aus der wir kommen? Da sitzt ihr mit euren Kreisen. Ihr habt eine herrliche Botschaft. Es ist keiner da in Ost und West, der nicht diese Botschaft hätte. Und um euch her drängelt sich ein Volk, das hören sollte – und dann bleibt es so stumm. Ich kann euch gar nicht sagen, wie mich das bewegte, als auf einmal der Ton kam, und ich dachte bei mir: Was wird das sein, wenn durch diese evangelische Jugend der Geist der Erweckung geht! Was wird das sein, wenn er euch den Strom gibt: den Heiligen Geist! Dann wird es nicht mehr stumm sein.“

*

Nun soll ein ganz anderes Bild auftauchen. Diesmal steht Pastor Busch nicht im Talar da, sondern in weißer Sportkleidung. Der Westdeutsche Jungmännerbund hat ein Sportfest veranstaltet. Unter Hunderten von Wettkämpfern hat auch der Bundeswart an den Übungen teilgenommen. Zwar spürt er zunächst doch Angst vor dieser ungewohnten Anstrengung, und so sagt er vor dem Weitsprung einem Bekannten, er müsse nun „mit Herzeleid in die Grube fahren“. Aber zu guter Letzt steht er doch mit einem Siegerkranz in der Hand vor der großen Zahl der Sportler und kann nun gerade hier nicht seine Verkündigung verbergen: „Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz – dem Herrn, der Anspruch auf unser Leben

hat!“ Daß es hier beim Sport nicht um ein Uneigentliches geht, sagte Busch einmal ausdrücklich den Delegierten dieses Westbundes: wir Christen haben die Aufgabe, „daß wir den jungen Menschen den totalen Anspruch Jesu übersetzen helfen, daß ihm von hier aus die Fragen seines Lebens beantwortet werden. Darum sind alle die Dinge, die wir treiben, nicht nebensächlich: auch wenn wir Sport treiben oder musizieren, ist das ein Stück unserer Verkündigung, nur muß halt wirklich souverän und in leuchtender Kraft Gottes Wort im Mittelpunkt stehen.“

In diesem Sinne gehörte es auch zur Verkündigung, wenn Pastor Busch in einem Zeltlager aus der „Stiftshütte“ mit seinen Mitarbeitern im original-amerikanischen Baseballdreß erschien. Es stieg dann ein zünftiges Handballspiel gegen das beste Zeltdorf, wobei der würdige Herr Pastor den Torwart spielen mußte. Begeisterung herrschte bei den jungen Zuschauern, als die Mannschaft der Lagerleitung hoch geschlagen wurde. Unter den Zuschauern sah Busch mit Freude die Reihe der Strafgefangenen aus einem Jugendgefängnis, die für die Tage des Lagers Urlaub bekommen hatten und ganz ohne Wächter als vollgültige Teilnehmer hier nun mit den anderen Jungen zusammenlebten. „Unser Herr ist nicht nur der Gott braver Leute. Wir haben einen Herrn, der so gern unter den Verlorenen wohnt. Was unseres Herrn Eigenart war, ist die Ehre seiner Boten.“

*

Posaunenfest in Frankfurt! Der Oberbürgermeister empfängt und begrüßt die Leitung des Westbundes im ehrwürdigen, alten Kaisersaal des „Römer“. Busch ist froh, daß nicht er, sondern einer der gläubigen Laien, an denen die Kirche Westfalens immer wieder reich gewesen ist, die Stadtväter anspricht. Ein wenig später findet eine Pressekonferenz im vornehmen Bahnhofsrestaurant statt. Ein Journalist, der dem Bericht des Bundeswarts kritisch gefolgt ist, fragt, ob die Frankfurter Festhalle wohl statisch

den wuchtigen Klang der 3000 Posaunen aushalten würde. Darauf Pastor Busch: „Lieber Bruder Journalist! Die Halle hält das schon aus. Die Frage ist, ob *Sie* das aushalten!“

*

Pfarrer Busch war es ein besonderes Anliegen, den Kontakt mit den oft sehr angefochtenen Brüdern in Mitteleuropa nicht zu verlieren, und so reiste er immer wieder zu ihnen hinüber. Denn es gilt ja wirklich, was er einmal seinen Mitarbeitern dargelegt hat: „Unser Gott geht immer aufs Ganze. Merkst du, wie Gott die ganze Erde im Auge hat? Hier werden die Grenzpfähle und Eisernen Vorhänge dieser Welt niedergerissen.“ Auf dem Bahnsteig einer mecklenburgischen Stadt erfuhr er einmal, daß die Rüstzeit, zu der er eingeladen war, verboten worden war. Obwohl mit allen Mitteln der Drohung, der Haft, des Fahrkartenentzugs den Männern die Reise zu dieser Tagung verhindert werden sollte, war eine stattliche Schar erschienen; die wartete nun im ungeheizten, kalten Dom auf die Verkündigung. Weil überhaupt jede Versammlung untersagt war, blieb man eben die ganze Zeit über in der Kirche. Busch hatte eigentlich nach dem Eröffnungsgottesdienst auch ein Referat zu halten. Mußte es jetzt ausfallen? Da kündigte man gelassen an, es folge nun der „zweite“ Gottesdienst, und Busch mußte daher im Talar zu seinem Vortrag auf die Kanzel steigen.

Eine besondere Freude bedeutete für ihn die jährliche Mitarbeitertagung in Ost-Berlin. Johannes Busch wußte, aus welchen Nöten die Schar der Mitarbeiter kommt. Ihnen öffnete er das Buch der Offenbarung, um den Bedrängten hilfreiche Weisung zu geben: „Es ist wichtig, daß ich lerne, daß das Reich Gottes ein wirkliches Reich ist, nicht eine Idee, nicht eine Gesinnungsgemeinschaft, sondern die Königsherrschaft unseres Gottes ist eine Macht. Die Gemeinde hat ein Angeld, daß sie es weiß, daß dieses Wort gilt: das ist die Auferstehung unseres Herrn. Da ist dem Teufel schon das Loch in die Pauke

gehauen. Das Ziel Gottes ist nicht die Vernichtung, sondern die Neuwendung. Da fing die Neuschöpfung an, als in Bethlehem ein Licht aufging und er am Kreuz in letzter Todesnot hinausschrie: Es ist vollbracht! Dort ist enthüllt, daß die ganze Machtentfaltung, die uns so erschreckt hat, im Grunde eine hohle Anmaßung war und nicht bestehen kann in ihrer ganzen Ohnmacht.“ Und darum gilt „bis zum letzten Atemzug die Weisung des Herrn: Gehet hin in diese Welt der Not und Drangsal, die sich so wild gebärdet und euer Blut haben möchte! Ihr müßt sie lieben um Jesu willen.“ Wie werden in dieser Situation auf einmal solche Tatsachen leuchtend!

* *

Es ist Jugendkammersitzung in seiner Wohnung. Als Landesjugendpfarrer hat er sich ja um die Pflege aller evangelischen Jugendverbände zu kümmern. Dankbar berichtet er einem Bekannten von der einmütigen Brüderlichkeit in solchen Sitzungen. „Ich wollte, Sie würden einmal dabei sein, wenn wir in unserer westfälischen oder in der rheinischen Jugendkammer beieinander sitzen. Da sitzen Leiter der verschiedensten Jugendverbände. Wir haben bis heute noch nicht den Schatten eines Streites miteinander gehabt.“ Natürlich vollzog sich eine solche Sitzung in einer Atmosphäre von Herzlichkeit. Mittags bei der unvermeidlichen Erbsensuppe erklärt Busch zur allgemeinen Heiterkeit: „Das Kennzeichen einer Damengesellschaft ist Schlagsahne. Das Kennzeichen einer Männergesellschaft ist der Senf.“ Zwar wußte er, daß lebendige Arbeit nicht auf Sitzungen zu geschehen pflegt. Aber darum waren solche Beratungen wahrlich nicht belanglos. Er zitierte oft den Satz: „Keine Organisation kann Leben schaffen, aber eine schlechte Organisation verhindert das Leben.“ Wo dies mißachtet wird, kann Busch heftig polemieren: „An dieser Stelle möchte ich eigentlich mächtig auf den Tisch hauen: es ist geradezu scheußlich, wie der Segen Gottes oft verhindert wird durch äußere Unordnung. Un-

ser Gott ist ein Gott der Ordnung. Es gibt ein böses Wörtlein: ‚christlicher Klüngel‘ . . .“

Um Johannes Busch ganz kennenzulernen, muß man auch auf seine ökumenischen Begegnungen achten. Mit Liebe pflegte er freundschaftliche Bande mit katholischen Brüdern. Es ist merkwürdig genug, daß er nach seinem schweren Autounfall, an dessen Folgen er dann verstarb, in einem katholischen Klosterkrankenhaus lag, ja mehr, daß er hier eine herzliche Freundschaft mit dem dortigen Kaplan anknüpfte. Dieser Ortsgeistliche hat nach dem Tode Buschs an dessen Kinder geschrieben: „Das schönste Christusbild ist ein christusliebender Mensch. In dem kraftvollen, männlichen Glauben Ihres Vaters leuchteten diese Züge Christi auf, und ich spürte zum ersten Male ganz deutlich, daß die Voraussetzung der Una Sancta eigentlich lebendige, von Christus erfüllte Menschen sind. Sein letztes Wort an mich war: Auf Wiedersehen, Bruder Kaplan, im Himmel!“ – Aber alle Begegnungen mit Christen anderer Konfession, Rasse und Nation waren für Busch nicht Erweichung und Zerstreung seiner Botschaft, sondern gerade Konzentration. Darin bestand seine „unabdingbar heilige Einseitigkeit“: einen weiten Horizont gibt es nur da, wo Jesus Christus eindeutig die Mitte ist. Wegen dieser Einseitigkeit nannte ihn einmal empört ein Amerikaner „a hard egg“ (ein hartes Ei).

Warum suchte Pastor Busch dennoch eifrig den Kontakt mit den anderen Christen? Darüber gab er sich Rechenschaft in einem Brief an den Weltbundsekretär Li des YMCA: „1. Welche Kraft liegt im gemeinsamen Bekennen! 2. Welche Stärke liegt in der weltweiten Bruderschaft! 3. Wir müssen voneinander lernen: a) wir müssen einander helfen, eine klare und deutliche Botschaft von Jesus Christus als dem einzigen Herrn und Heiland zu haben; b) besonders wertvoll ist der Austausch in praktischen Fragen. 4. Eine Begegnung der Völker, die durch

Haß und Schuld voneinander getrennt sind, ist nur möglich, wenn Jesus Christus zwischen uns steht, in dessen Namen wir einander vergeben und miteinander beten können.“

Wie Schlaglichter tauchen Erinnerungen auf: Kurz nach dem zweiten Weltkrieg landet ein Flugzeug in Oslo. Bei der deutschen Delegation zur ersten Weltjugendkonferenz der christlichen Jugend ist auch Busch. Welch ein Haß müßte gegen Deutschland herrschen, aber man bemüht sich, über dem Riß das Licht Jesu Christi zu sehen. Die Deutschen werden von dem Führer der norwegischen Widerstandsbewegung brüderlich begrüßt. Am meisten ist Johannes Busch beeindruckt von den großen Versammlungen in der Philadelphia-Halle, wo man gemeinsam danach fragt: Jesus Christus ist der Herr — was heißt das heute? Müssen persönliche Freiheit und soziale Gerechtigkeit im Widerspruch stehen? Auf welcher Grundlage ist eine Weltordnung möglich? Können sich die Kirchen wirklich vereinigen? Noch ehe die Sitzungen begonnen haben, sitzen die Vertreter aller Erdteile in der Halle. Da stimmen einige ein Lied an. Die Orgel nimmt brausend die Melodie auf. Und ohne daß es einer organisiert hätte, singen alle, ein jeder in seiner Sprache: „Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Enden, Gottes und Marien Sohn!“ — Auch auf der Weltbundtagung des CVJM in Edinburgh ist Johannes Busch dabei und kann hier Zeugnis ablegen von der unüberwindlichen Bruderschaft unter dem Kreuz. Eindrücklich schilderte er später eine zufällige Begegnung in einer der Pausen. Der eine war ein Araber aus Jerusalem. Der andere stammte vom CVJM aus Madagaskar. „Er hatte so unsagbar traurige Augen, als er von zu Hause erzählte. Und Jerusalem! Die Stadt, durch die einst der Heiland gewandert war! Es war ja dieselbe Stadt, die jetzt so zerrissen ist in dem erbitterten Ringen zwischen Arabern und Juden. Es ergab sich dann fast von selbst, daß wir drei einander fest die Hand gaben und uns versprachen, daß wir an jedem Sonntagmorgen, wenn wir

zum Gottesdienst gehen, betend aneinander denken wollten. Ich habe die beiden seitdem nie mehr gesehen, ich weiß auch nicht, was aus ihnen geworden ist. Wenn ich aber seitdem in irgendeiner Sakristei meinen Talar anziehe, dann gehen meine Gedanken in stiller Fürbitte nach Madagaskar und nach Jerusalem zu den Brüdern.“ Es geht bei dieser weltweiten Bruderschaft um nichts Geringeres als um das: „Unser Herr ist nicht ein kleiner Winkelprophet. Ihm gehört die Welt. Was ist das für ein herrlicher Gott, der sich nicht durch das Elend und den Hochmut der Nationen aufhalten läßt! Er richtet sich an alle Völker. Ihm müssen sie alle dienen.“

*

Man muß sich bei all den Ereignissen vor Augen halten, daß die Dienste und das Reisen Buschs vor allem direkt in den Jahren nach dem Krieg oft sehr beschwerlich waren. Anfangs mußte er manchmal auf Güterwagen oder auf Puffern zu seinem Fahrtziel reisen. Als er dann aber bald ein altes Auto bekam, gab es immer noch genug böse Überraschungen. Einmal blieb Busch einen Tag lang aus. Seine Frau geriet in Besorgnis: „Inzwischen war es Montagnacht geworden. Die Evangelisation in Dortmund fing an. Johannes nicht da. In Dortmund kamen sie auch in Not. Ich selber war so schlecht dran und hätte so gern Johannes nahe gehabt. Nachts um drei Uhr kam er dann ganz ermattet zu Fuß an. Das Auto stand kaputt in Köln. So ermattet sah ich Johannes noch nie . . .“ Was sich für Pfarrer Busch als sehr nützlich erwies, war die Gottesgabe, in jeder Situation schlafen zu können. Er ist ja lange Zeit in seinem Leben schon morgens um fünf Uhr aufgestanden und kam doch selten vor Mitternacht zu Bett. Den nötigen Schlaf mußte er oftmals auf dem Sitz seines kleinen Volkswagens finden. Ja, einmal ist er sogar während der Behandlung des Zahnarztes beim Bohren eingeschlummert.

*

Wenn wir vom Dienst Johannes Buschs reden, dann ist

auch auf jenen dunklen Schatten der Anfechtung hinzuweisen, der immer wieder scharf über seinem Leben lastete. „Es geht uns ja so, daß uns mitten in der Fülle der Arbeit diese unsagbare Traurigkeit überfällt, daß wir am liebsten aufschreien möchten: Es hat doch alles keinen Zweck! Es ist ja völlig sinnlos, daß ich mich abschufte! Es kommt ja nichts, nichts, nichts dabei heraus!“ Mitten im Dienst steht er, und hier bekennt er es: „Jetzt stehen zwei Gewalten widereinander: die sichtbare Wirklichkeit gegen Gottes Wort; Gottes unerschütterliche Zusage gegen unsere tägliche Erfahrung. Das ist ein Kampf!“ Zu alledem kommt ja auch noch die Einsamkeit, die er nach dem Tode seiner Frau empfand. Busch schämte sich dieser Schwachheiten nicht: „Wir sollen den Jungens doch nicht zeigen, wir herrlich wir sind – sondern das soll aus unserem armen Leben deutlich werden, was die Gnade vermag.“ Wie mit eigenem Herzblut zeichnet er den Abraham nach dem Tode Saras. Aber er findet hier auch Trost: „Da war kein weibisches Jammern und Klagen. Er ist in seinen Alltag zurückgekehrt und tat seine tägliche Pflicht und Arbeit. Aber seit jener Stunde war er wohl noch viel inniger mit der ewigen Heimat verbunden.“ Mitten im Dienst geschieht die Anfechtung. Mitten in der Anfechtung ist er erneut zum Dienst gerufen.

Weil er selbst im Leiden stand, konnte er auch Mitleiden haben. „Ob nicht darin das tiefste Geheimnis seelsorgerlicher Vollmacht liegt, daß man selbst durch diese Kämpfe und Peinigungen hat hindurchgehen müssen?“ Seelsorge – wie sieht das praktisch aus?

Da fährt Busch eines Abends mit seinem Auto durch strömenden Regen von einem Evangelisationsvortrag heim. Vor Augen mag ihm schon die Vorweihnachtsfreude der Kinder stehen. Da winkt am Straßenrand ein Mann, der ein Stück weit mitgenommen werden will. Das Auto hält, und kaum ist der nasse, müde Mann eingestiegen, wird ihm schon eine Zigarre angeboten. „Das ist bei uns im Fahrpreis einbegriffen.“ Während der Fahrt klagt der

Arbeitslose: verfluchtes Leben, Familienkrach, Armut. Dann läßt er stoppen, um auszusteigen. Busch hat bis jetzt einfach geschwiegen, aber nun drückt er dem Unbekannten einen Geldschein in die Hand und sagt: „Schönen Gruß vom lieben Gott“, schließt die Tür und fährt weiter. Ist nicht dieser eine Satz und die geringe Hilfe schon ein Stück Seelsorge?

Für die Seelsorge muß man Zeit haben. Das hat er vor allem in zahlreichen Freizeiten zu praktizieren versucht. Sicher — seelsorgerliche Gespräche kann man nicht erzwingen. Aber man kann warten und derweilen für ein geordnetes Leben Sorge tragen. „Du kannst nicht Herzen aufschließen, wenn die Mägen nicht satt werden. Es ist auch ein schlechter Hintergrund für seelsorgerliche Gespräche, wenn der Reis und die Erbsensuppe ewig angebrannt sind.“

Was ist in der Seelsorge dem Menschen zu sagen? Im Grunde nichts anderes als in der Predigt. Busch vergleicht die Seelsorge mit der Angel, während die Predigt ein Auswerfen der Netze ist.

Oft mußte das seelsorgerliche Gespräch brieflich erfolgen. Aber der hohe Postberg auf dem Schreibtisch durfte nicht Grund zu einer flüchtigen Antwort sein. Da hatte ein großer Jungmännertag stattgefunden. An jenem leuchtenden Pfingsttag sprach Pastor Busch in einer Rede davon, daß die Menschen heute nicht mehr wissen, wo sie hingehören und wie verlorene Hunde verlassen und einsam sind. Einige Tage später erhält Busch einen verzweifelten Brief: „Laut ausschreien möchte — nein, schreien will ich — was soll ich tun? Das Bild von dem jungen Mann, der sich in die dunklen Winkel verläuft, der bin ich und noch viel mehr . . . Nehmen Sie es mir nicht übel — manchmal wünschte ich, das Wort des Heilandes nicht gehört zu haben . . .“ Bevor Busch antwortet, bittet er erst seine Mutter, „daß Du im Gebet recht dran denkst“. Aber dann sagt er es dem jungen Mann noch einmal: es gibt ein Ende aller Herrenlosigkeit!

In manchen seelsorgerlichen Ratschlägen zeigte Pastor Busch, wie sehr man auf den einzelnen und seine Situation eingehen muß. Da kam ein Student zu ihm, der gern seine „Probleme“ zu wichtig nahm. Ihm sagte Busch: „Bedenken Sie, daß wir nicht Gottes Geheimräte, sondern Gottes Kinder sind!“

Kurz nach dem Krieg besucht ihn einer, der wieder in die Kirche eintreten möchte, weil es wieder Sitte wird. Busch winkt ab. Da ereifert sich das Gegenüber: „Herr Pfarrer, ich bin zwar aus der Kirche ausgetreten, aber innerlich bin ich immer derselbe geblieben.“ Der Pfarrer lächelt: „Das glaube ich Ihnen aufs Wort; denn Sie sind ja noch nie recht in der Kirche gewesen.“ Und dann erklärt er ihm, was es denn eigentlich bedeutet, Glied der Gemeinde Jesu Christi zu sein.

•

Wenn wir auf die Fülle dieser „alltäglichen“ Aufgaben und Dienste sehen, die Busch ausführte, könnte man nun wohl fragen: Hat sich seine Arbeit gelohnt? Hat seine Sendung Erfolg gehabt? Er hätte ja darauf hinweisen können, daß zum Beispiel der Westdeutsche Jungmännerbund, dem er als Bundeswart diente, während seiner Amtszeit seine Mitgliederzahl nahezu verzehnfacht hat. Aber er betonte ständig, daß sich das Reich Gottes nicht in Zahlen fassen läßt. „Es gibt in der Gemeinde Gottes nur eine ‚Zahl‘, die ernsthaft zu zählen anfängt: das ist ER allein. Wenn ihr in euren Bibelstunden zwei Leute habt, dann ist das vielleicht wichtiger als große Massenversammlungen von Tausenden.“

Um so glücklicher war Johannes Busch, wenn sich ab und an trotzdem der Schleier der Verborgenheit des Gottesreiches ein wenig lüftete und er in „demütiger Dankbarkeit“ dadurch getröstet wurde. So hatte er einmal in Frankfurt einen Vortrag gehalten. Anschließend fragte ihn ein Unbekannter: „Kennen Sie mich?“ Und dann kam es heraus. Busch hatte ihn einmal im Gefängnis gesehen,

und nun war er frei und sagte: „Damals sagten Sie einen Satz: Es gibt keinen Schaden, den Christus nicht in Ordnung bringen kann. Ich wollte Ihnen nur sagen: es stimmt.“ Er drückte dem Pfarrer die Hand und war wieder verschwunden.

Solche Begebenheiten heben aber das nicht auf: „Der äußere Erfolg ist nicht unsere, sondern unseres Gottes Sache; wir müssen nur treu sein, das Wort von Jesus zu sagen. Jünger Jesu stehen unentwegt in dieser Spannung: wir wollen *alle* erreichen und sind glücklich, wenn uns der Herr *einen* schickt. Wir folgen in allem, was wir tun, unserem Herrn nach. Und dieser Herr war in seiner Wirksamkeit auf Erden ausgesprochen erfolglos. Wir wissen aber heute schon, daß wir im Aufblick zu diesem offensichtlich erfolglosen Jesus sprechen dürfen: Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!“ Darum konnte Johannes Busch frei sein vom Schielen nach Erfolg, und so frei zum Gehorsam. Kurz vor seinem Tod wollte ihn einer seiner Freunde ein wenig bremsen, sich doch nicht soviel Arbeit aufzuhalsen. Da wehrte er ab: „Über deinem und meinem Leben steht nicht die Verheißung, daß wir alt werden. Aber über deinem und meinem Leben steht das eine Wort: Die Sache des Königs ist eilend!“

Wie wenig es ihm da auf seine eigene Person ankam, das zeigte er gern an einer aufregenden Begebenheit. In einem Kinosaal einer Industriestadt hatte er vor einer großen Menge von Jugendlichen zu sprechen. Die meisten von ihnen waren noch nie unter das Wort Gottes gekommen. Es war kaum Ruhe zu bringen in diese lachende, schwatzende, rauchende Versammlung. Busch beginnt zu reden. Da schreit plötzlich eine giftige Stimme von der Galerie: „Ach, Pfaffe, du mußt das ja alles sagen! Du wirst ja dafür bezahlt!“ Da geht ein Gejohle los, das sich wie eine Lähmung über Busch legen will. Aber dann ruft er zurück: „Du hast recht da oben. Ich werde dafür bezahlt. Darum kann ich mir vorstellen, daß du mir dies

nicht abnimmst, obwohl ich dir versichere, daß ich alles, was ich gesagt habe, von Herzen glaube. Aber weil es so ist, wollen wir jetzt einmal einen fragen, der nicht dafür bezahlt wird.“ Seine Augen suchen: wer ist denn hier ein Christ? Und dann fragt er irgendeinen jungen Mann, der das Abzeichen eines christlichen Kreises trägt, ob er nicht seinen Glauben an Jesus Christus bekennen könne. Busch weiß, was er damit riskiert. Wenn der Mann versagt, ist die ganze Versammlung verloren, und er fleht zu Gott um Hilfe. Die atemlose Menge hört auf den Unbekannten: „Ich bin Maschinenschlosser. Vor einem Jahr habe ich nichts an Jesus gehabt. Ich habe ihn nicht geliebt und nicht gehaßt. Er war mir vollkommen gleichgültig. Ich hatte meine Arbeit, meinen Sport und meine Freundin. Damit war mein Leben ausgefüllt. Aber – er zögert einen Augenblick – dann habe ich Jesus kennengelernt. Und der ist mit mir fertig geworden. Ich habe ihm mein Leben in die Hand gegeben – seitdem bin ich ein reicher Mensch und habe keinen anderen Wunsch, als in seiner Nachfolge zu bleiben.“ Es ist Totenstille, als er sich dann wieder setzt. Pastor Busch kann und braucht gar nicht mehr viel zu sagen. Die Schlacht ist schon geschlagen.

Die Gemeinschaft der Heiligen

Wenn Jesus Christus Menschen in den Dienst ruft, so ist damit ein Ende gesetzt allem Reden von „Helden und Heldenverehrung“. Denn dann wird der Lebensfaden des Berufenen verwoben mit dem „Erbe der Väter“, mit dem Weg seiner Kirche und mit dem, wie Busch einmal formulierte, „Bruder drinnen“. „Manchmal meinst du, du bist bei deinen Kämpfen ganz allein. Nein, rings um dich her ist eine unzählbare Wolke von Zeugen.“ Und weiter: „Es gibt keinen isolierten Christenstand. Jesus haben, heißt immer auch zugleich: in Gemeinschaft mit den Brüdern leben.“ Glaubende leben in der Gemeinschaft der

Heiligen. Aus diesem Grund ist das Leben von Johannes Busch auch nicht als das isolierte Ringen eines einsamen Vorkämpfers verlaufen. Vielmehr erstreckte sich sein Dienst immer in diesen Koordinaten von geistlichem Erbe, Kirche und Bruderschaft.

Nach der Lektüre von alten Bibelauslegungen schrieb er einmal an seine Verwandten: „Wenn ich in dem Buch lese, dann geht es mir wie dem Elisa, der nach dem Mantel des Elia griff. Wenn wir doch auch etwas von der Geistesvollmacht und der biblischen Festigkeit hätten, die die Väter hatten!“ Von ihnen allen wollte er lernen: von Schlatter und Schniewind, von Kähler, Kohlbrügge und Söderblom. Er hörte auf Bonhoeffer und Wichern, aber auch auf die Erweckungsprediger Krummacher und Volkening, Spurgeon und Harms. Mit Eifer studierte er in den Werken Calvins und Luthers. Wo bleibt da die Einheit, wenn er diesen so vielstimmigen Chor der Zeugen hört? Busch antwortet: „Ich denke, im Himmel müssen sich alle diese Leute auch vertragen.“ Und im übrigen gilt: Prüfet alles, und das Beste behaltet!

Besonders wollte Busch das Erbe des Pietismus verwalten. Das war ihm ja schon seit seinen Jugendtagen durch seine Eltern und seine schwäbischen Vorfahren anvertraut. Darüber lesen wir aus seiner Feder: „Der schwäbische Pietismus zeichnete sich von Anfang an durch besondere biblische Nüchternheit aus. Darum lernten wir hier, wie tiefe Ehrfurcht vor der Bibel und innige Vertrautheit mit ihr die rechte Stellung zur Schrift ergeben. Was war das, wenn alle vier Wochen die Brüder von den benachbarten Gemeinschaften zur ‚Konferenz‘ nach Hülben kamen! Viele abfällige Urteile über den Pietismus, die meist aus großer Unkenntnis kamen, haben mir das nicht verdunkeln können, welch reiches Erbe mir Gott durch den Umgang mit den schwäbischen Brüdern für mein Leben und meinen Dienst mitgegeben hat. Der Pietismus hat da, wo er echt und nüchtern geblieben ist, keine eigenwilligen Sonderlehren. Aber die Väter haben uns entscheidende

biblische Linien eindrücklich gemacht. Dazu zähle ich:

1. Respekt vor der Bibel, weil sie Gottes heiliges Wort ist;
2. eine klare Entscheidung für Jesus und Bekehrung zu dem, der für unsere Sünde gestorben ist;
3. ein Ernstnehmen der Heiligung, die sich in heilige Zucht nimmt, zumal in den ‚Mitteldingen‘, dem Bruder aber Liebe und Erbarmen zeigt;
4. allgemeines Priestertum der Gläubigen;
5. brennenden missionarischen Eifer.“

Eben dieses Erbe des Pietismus fand Johannes Busch bei den Vätern der Jungmännerbewegung aufgegriffen. Er hat sich einmal eine Fülle von Zeugnissen dieser Männer zusammengestellt und war, wie er schrieb, „wieder ganz überwältigt, welch einen Reichtum wir da weitertragen dürfen“. Da zitierte er zum Beispiel K. Krummacher: „Wenn die jungen Leute nicht mehr haben und suchen als den evangelischen Namen, so sind sie nicht mehr gesichert gegen die furchtbare Macht der Verführung. Wir wollen ein ernstes und entschiedenes Christentum fördern. Für Unterhaltung und Belehrung unserer Mitglieder tragen auch wir Sorge. Aber unser Fundament ist ein anderes und ebenso das Ziel, dem wir zustreben.“

Man müßte die Gründer der Jungmännerarbeit vor Augen sehen. Sie waren alle Männer der Erweckungsbewegung im Anfang des letzten Jahrhunderts. „Damals herrschte auf den Kanzeln ein blutiger Rationalismus“, führt Busch aus, „ein öder Vernunftglaube. Und unsere Väter? Die sind seltsamerweise aus der Kirche nicht ausgetreten. Sie haben nie gegen die Kirche gekämpft, aber um so kräftiger um ihre Kirche gerungen.“ Und das taten sie, indem sie für die Verkündigung des Evangeliums beteten und eifrig Sorge trugen und dann unter anderem auch im Jahre 1848 den Westdeutschen Jungmännerbund ins Leben riefen.

Hundert Jahre später ist das Wuppertaler Stadion bis auf den letzten Platz angefüllt, und Johannes Busch kann

als Bundeswart vor den Tausenden von Menschen dankbar aussprechen: „Wir haben einen Bund. Es hat Gott gefallen, ganze Kirchengebiete durch dieses Werk zu segnen, ja mehr, Gott hat aufs neue bestätigt, daß die hundertjährige Geschichte des Westbundes uns nicht nur eine gesegnete Erinnerung, sondern eine kraftvolle Gegenwart und eine verheißungsvolle Zukunft ist. Damit bekennen wir ganz schlicht, daß Gott in einer verlorenen Welt Raum gegeben hat, daß junge Männer zum gewissen Glauben kommen und zum Dienst zugerüstet werden.“

Zum Erbe dieses Westbundes gehört es nun, daß er ein „freies“ Werk ist, das eine eigene organisatorische Struktur hat. Nach dem Krieg hat es oft harte Kritik gegeben. Aber Johannes Busch nahm diesen Argumenten ihre Stichhaltigkeit, weil er nicht müde wurde, ständig zwei Sätze zu wiederholen: „Wir sollten es keiner Art von Jugendarbeit gestatten, nicht Gemeindejugend zu sein.“ Und: „Ein Jugendkreis ist so viel wert, als er Dienst in und an der Gemeinde tut.“

Juli 1946. Westfälische Provinzialsynode. Es ist die erste nach dem zermürbenden Kirchenkampf und nach dem Zusammenbruch. Über den Angesichtern liegt tiefe Freude darüber, daß Gott noch einmal Raum geschaffen hat, die besondere Frage des Neubaus der Kirche anzupacken. In vielen lebt die Erinnerung an jene letzte Provinzialsynode im Jahre 1934, die durch Gestapogewalt aufgelöst wurde, und bei der Präses D. Koch die denkwürdige Parole ausgerufen hat: „Die Stunde des Bekennens ist gekommen!“ Es ist kein Zufall, daß gleich am ersten Tag dieser so entscheidenden Synode der Bundeswart des Westbundes, der zugleich Jugendpfarrer der Westfälischen Kirche ist, einen ausführlichen Bericht über den Aufbau der Jugendarbeit in den Gemeinden geben darf.

Warum verteidigt Pfarrer Busch die Form des freien Werkes? Einmal darum, weil er hier eine Stätte weiß, an der das allgemeine Priestertum praktiziert werden kann,

und dann deshalb, weil man bei den heutigen Massengemeinden in Deutschland „ohne solche Kernbildung in der Gemeinde nicht auskommen kann“. Und warum weiß sich Johannes Busch an und in die Volkskirche gebunden? Aus zwei Gründen: „Hier ist die Quelle, in der noch der Strom des Wortes Gottes läuft. Und zugleich ist diese Gemeinde meine Aufgabe.“

Einer seiner Freunde hat am Tag der Beerdigung von Pfarrer Busch gesagt: „Er, der Mann, der niemals das Wort ‚Kirche‘ gesagt hat, wo das Wort ‚Jesus‘ stehen mußte, der hatte gerade diese unsere arme Kirche in allen ihren Schwächen ganz, ganz, ganz lieb.“ Das hatten schon die Kinder Buschs in frühen Jahren gemerkt, wenn am Samstagmorgen die „schwarzen Brüder“ kamen. Da wußten die Kinder, daß sie nun still sein mußten, weil die Pfarrer für die Predigt am kommenden Tag beteten.

Seine Liebe zur Kirche zeigt sich auch auf den jährlichen Pfarrerefreizeiten, die er veranstaltet, oder auf den Synoden der Kirche, wenn er das Wort ergreift. Was ist es um eine Gemeinschaft, in die man verantwortlich hineingebunden ist, und in der man doch nicht einsam ist und nicht allein sein darf! Da kam Busch einmal in ein kleines Dorf. „Es versammelten sich etwa vier- bis fünfhundert Männer und junge Männer im Vereinshaus. Zuerst haben wir ausgiebig Kaffee getrunken. Dann raucht man die unentbehrliche Zigarre, und dann kommt die Kritik an dem Herrn Festprediger. Ich war ganz überwältigt, was unter diesen einfachen Männern für Theologen sitzen. Wir kamen sehr eifrig aneinander; denn die Siegerländer Brüder sind Calvinisten. Dieser mit großem theologischem Eifer, aber in noch größerer Liebe ausgefochtene Disput war mir fast das Schönste vom ganzen Tage.“ Für Busch gehört es eben grundsätzlich zum „Wesen der Gemeinde, daß das Zeugnis von Jesus nicht das Monopolrecht einzelner weniger ist. Denn das Wort Gottes wird uns nur so lange und soweit lebendig, als wir davon nicht nur selber

leben, sondern es kräftig weitergeben.“ Das Wort wird aus vieler Zeugen Mund lebendig.

Eine besondere Freude war es für Johannes Busch, daß er in der Gemeinde je und dann Bruderschaft fand. „Uns verbindet gar nicht“, führte er einmal aus, „daß wir einander so sympathisch wären. Es könnte ja sein, daß neben mir gerade einer sitzt, der mir entsetzlich auf die Nerven fällt. Und trotzdem gehören wir zusammen. Warum denn? Darum ganz allein, weil es einen Heiland gibt, der uns gerade so, wie wir sind, liebgehabt und uns miteinander errettet hat.“ Wo Johannes Busch hinkam, sah er sich immer sogleich nach den Brüdern um.

Da kam er als Soldat während des Krieges häufig durch ein Dorf im Kubangebiet. Ein CVJMer erkannte ihn, und sie verabredeten, man wolle jedesmal, wenn der „Bundeswart“ durchs Dorf kommt, zusammen im Wort Gottes lesen und beten. Den Platz dazu bot eine windgeschützte Ecke hinter Holzstapeln einer Sägemühle. Wie sie eines Tages beieinander saßen, bemerkten sie einen Soldaten in verdächtiger Nähe herumspionieren. Busch rief den Posten heftig an: „Was wollen Sie hier?“ Da erklärte der Unbekannte in strammer Haltung: „Verzeihung; aber ich habe den Eindruck, daß Sie die Bibel lesen. Wenn Herr Leutnant noch fünf Minuten warten wollen, dann werde ich in der Wache abgelöst und könnte teilnehmen.“ Solche plötzlich entstehende Gemeinschaft unter Brüdern ist wirklich glaubenstärkend. Da geht doch etwas davon in Erfüllung, wovon Busch einmal eindrücklich gepredigt hat: „Das ist nicht selbstverständlich, daß Menschen Brüder werden. Mit Stimmungen ist gar nichts getan. Menschen mit Jesus sind Leute, denen er die Hände frei gemacht hat für den Bruder. Wer Jesus hat, der hat auch die Brüder.“

„Keine Zeit ist so gut angewandt wie die, die wir für den Bruder übrig haben.“ Darum müssen Bruderschaften gepflegt werden, und dazu gehört, daß man auch den anderen Bruder anhört. Es war in jenen Tagen, als der

berühmte John Mott das zerstörte Nachkriegsdeutschland besuchte. In Köln war eine große Kundgebung angesetzt. Als es dann am Morgen in Strömen vom Himmel regnete, wollte Johannes Busch fast verzweifeln. Mußte jetzt nicht das ganze Fest mißlingen? Da trat einer seiner Freunde zu ihm und sagte: „Ich glaube, wir sehen alle viel zu niedrig. Wir müssen höher sehen, über die Wolken hinweg. Da ist das Entscheidende.“

Kurz nach dem Krieg besuchte ein Amerikaner Busch. Er liebte diese Männer mit ihren flüchtigen Blitzreisen und ihrem Pauschalurteil nicht. So sagte er dem Besucher gleich, er habe wenig Zeit. Da antwortete der Ausländer: „Gut, dann können wir wenigstens solange beten.“ Busch stutzte. Einen „Bruder“ hatte er nicht erwartet. Um so offener vernahm er das Urteil seines amerikanischen Besuchs, das jener anschließend fällte: „Ich bin tief beeindruckt; ich habe bei euch in drei Tagen mehr Bibeln gesehen als bei uns zu Hause in zehn Jahren. Freilich, wenn ihr einmal wissen wollt, wie man das *tut*, was in der Bibel steht, dann könnt ihr bei uns in drei Tagen mehr sehen als bei euch in zehn Jahren.“

So war denn Johannes Busch nicht allein, sondern er stand in dem reichen Erbe der Väter, er fand sich vor in einer schwachen und doch gesegneten Kirche, und er lebte in einer hilfreichen, stärkenden Bruderschaft. Aber er war in und mit dieser dreifachen Gemeinschaft eben auf den Dienst hin ausgerichtet, den er dem Wort Gottes schuldig war. „Die ganze Gemeinde treibt das Werk ihres Herrn. Mitarbeiter sein, heißt verkündigen müssen.“

„Deine Güte ist besser als Leben“

In dem einzigen Buch, das Johannes Busch in seinem Leben geschrieben hat, „Ausländer auf Befehl“, stutzt man unwillkürlich an einer Stelle. Er legt da die Begegnung Abrahams mit dem König von Salem aus. Hier

finden sich Sätze, bei denen man meint, Busch habe sein eigenes Ende vorausgeahnt. „Gottes Segen kann nicht bei uns sein, wenn wir gemütlich zu Hause bleiben. Unser Heiland wohnt bei denen, die sich mit Freuden in seinen Dienst begeben. Wenn sie schon dabei ihr Leben wagen und Nächte für ihren Herrn unterwegs sind, so hat er so köstliche Stärkungen für sie bereit, daß ich tausendmal lieber bei den Kämpfern Gottes stehen möchte, als daß ich um der eigenen Bequemlichkeit willen die Gaben unseres Herrn entbehren müßte. Welch ein Segen würde unter uns wieder anbrechen, wie würde Jesus selbst an unserem Wege stehen, wenn wir viel mehr für ihn wagen würden!“

Auf einer Dienstreise zu einem Jugendfest in Trier geschah der Autounfall, den wir am Anfang erwähnten. Es war tief in der Nacht, als ein junger Mann, der von einem Karnevalsfest kam, mit seinem Mercedes in den entgegenkommenden Volkswagen von Pfarrer Busch hineinstieß. Sogleich ergriff der Betrunkene die Flucht, ohne sich um Johannes Busch und seinen Fahrer zu kümmern. Herr Unger, der treue Fahrer Buschs, war sofort tot, Busch selbst schwerverletzt. Als man ihn einige Zeit später mit Kopfwunden und zerschmettertem Bein auf den Operationstisch legte, flüsterte er dem Arzt zu: „Herr Doktor, sagen Sie mir, was los ist!“ Aber dann korrigierte er sich schnell: „Ich habe keine Angst vor der Ewigkeit; aber ich habe Angst davor, wenn Ärzte lügen.“

Nun beginnt eine lange Leidenszeit für Johannes Busch voll Trauer um den Tod seines Fahrers und voll heftiger Schmerzen durch die Verletzungen. Aber er will die Wochen dazu benutzen, in seiner ihm verordneten Stille betend den Dienst weiter zu versehen. In getroster Geborgenheit versichert er seinen Mitarbeitern: „Ich bitte Ihn, daß ihr da und dort im Gedränge der Arbeit und ich hier in meiner Cochemer Stille es jeden Tag köstlich erleben: Der Herr ist gut und teilt sich willig mit, sein Wesen ist ein Brunnen guter Gaben.“

Nach einer erneuten Operation fängt sein rechtes Bein

an zu eitem. Es geht durch grauenvolle Schmerzen und Qualen. Schließlich überführt man ihn nach Bochum zu einem berühmten Chirurgen. Der sieht, daß das Bein nicht mehr zu retten ist, und amputiert es. Zunächst ist Busch verzweifelt: „Jetzt bin ich ein Krüppel. Als Krüppel kann ich doch keinen Dienst mehr tun.“

Nach einigen Tagen besucht ihn seine Schwester und versucht ihn zu trösten. Da antwortet der Bruder: „Ich mußte über diese Karzeit und Osterzeit immer an das Wort denken: ‚Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben. Wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken!‘ Und da habe ich gedacht: Gott hat so viel für mich getan, wie willst du Narr da so geizen wegen eines lumpigen Beins?“

Durch die Amputation konnte aber die Eiterung nicht mehr aufgehalten werden. Ostermontag sammelten sich wie alljährlich einige tausend junge Männer zu einem Treffen. Zum ersten Male konnte Busch nicht daran teilnehmen und mußte leidend im Krankenhaus liegen. Eine Delegation von Brüdern besuchte ihn, und einer von ihnen berichtete davon am Nachmittag der Jungmännerversammlung: „Ich habe gesehen, welche Qualen er leidet. Aber er sagte mit kaum vernehmbarer Stimme: ‚Die schrecklichen Schmerzen – das ist nur äußerlich. Innerlich bin ich ganz fröhlich.‘“

Als am 14. April 1956 die Kinder Buschs ins Krankenhaus gerufen wurden, war der Vater schon gestorben. Die Kinder fanden noch einen Brief von ihm an sie vor. Darin ermahnt sie der Vater angesichts seines Todes: „Gebt eure Herzen ganz dem Heiland und hütet euch vor der Macht der Sünde! Einer muß auf den anderen aufpassen, daß ihr auf dem Weg mit Jesus vorwärtskommt.“

Jahre zuvor hatte Busch gesagt: „Unser Herr hat es nicht gern, wenn wir so tun, als sei das Sterben gar nichts. Wissen wir das denn gar nicht mehr, daß der Tod der grauenhafte Riß durch diese ganze Schöpfung ist? Gott will nicht den Tod, sondern das Leben.“ Aber das Leben

ist ja erschienen, und darum „ist noch kein Kind Gottes in die Nacht des Todes gegangen, ohne daß mitten in diesen Dunkelheiten die Herrlichkeit Gottes gewesen wäre“. Es ist jedesmal das Wunder Gottes, wenn es in Erfüllung geht: Um den Abend wird es licht sein.

Wohl zehntausend Menschen kamen von nah und fern herbei, um bei der Beerdigung auf dem Wittener Friedhof dabeizusein. Der ältere Bruder des Verstorbenen hielt die Trauerfeier und las den Text: „Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.“ Darauf stieg der Präses der Westfälischen Kirche, D. Ernst Wilm, auf das Podium und sagte: „Der Herr Christus hat diese eine Stimme ausklingen lassen. Und wenn wir davor auch zunächst wie die Geschlagenen stehen, so wollen wir doch darüber still werden und sehr dankbar sein. Aber vor allem werden wir gefragt, ob *wir* nun Stimme, Bote, Zeuge dieser Frohen Botschaft sind.“ Und nun war der trauernden und doch getrösteten Versammlung als ein gewichtiges Vermächtnis ans Herz gelegt:

So gebt dem Frieden gute Nacht,
weil Gott den Kampf befohlen!
Gott wird euch mitten in der Schlacht
in seinen Frieden holen.

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände

(In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodenschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Moody, D. L. (48)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabal, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt

Weitere Bücher von und über Johannes Busch
erschienen im Aussaat-Verlag Wuppertal

Johannes Busch
Adam, wo bist du?

Zehn Predigten · 96 Seiten · Leinen DM 5,20

Das Thema der 1955 in Frankfurt gehaltenen Rundfunkpredigt ist richtungweisend für das Anliegen der Verkündigung von Johannes Busch: dem Ruf Gottes nach Adam, dem Menschen, Gehör zu verschaffen.

Ich aber rede von deinen Befehlen

80 Seiten · Gebunden DM 3,80

50 Gliederungen für Andachten vor jungen Menschen. Eine praktische Hilfe besonders für Laienmitarbeiter in Jugendkreisen.

Wilhelm Busch

Johannes Busch — ein Botschafter Jesu Christi

256 Seiten, 16 Seiten Photos auf Kunstdruck · Leinen DM 9,80

In diesem Buch berichtet Wilhelm Busch in seiner bekannten, fesselnden Erzählweise davon, wie Gott seinen Bruder Johannes zum Dienst ausrüstete, und wie er durch ihn unter den Menschen unserer Tage wirkte.

Johannes Busch

Wirf den Anker aus!

Rufe an junges Volk · 128 Seiten, mit 37 Bildern · Leinen DM 7,50
Vierzig überraschend formulierte Anrufe, die sich meist auf ein Photo beziehen. Frohsinn und Ernst verbinden sich in diesen Betrachtungen zu jugendgemäßer Evangelisation.

Stille Gespräche

Handreichung für Mitarbeiter

176 Seiten, mit Bild des Verfassers

Kart. DM 4,80 · Leinen DM 6,80

Praktische Seelsorge unter vier Augen. Eine wertvolle Hilfe für alle, die sich für unsere Jugend verantwortlich fühlen.

Ausländer auf Befehl

Bilder aus dem Leben Abrahams, des Mannes, den Gott das Glauben lehrte

3. Auflage · 144 Seiten · Kart. DM 4,80 · Leinen DM 6,80

Aus der Geschichte Abrahams entwickeln sich bestürzende Parallelen zur Situation eines Menschen, der auch heute bereit ist, das Wagnis des Glaubens auf sich zu nehmen.

JOHANNES BUSCH (1905–1956), der jüngere Bruder des bekannten Jugendpfarrers Wilhelm Busch, entstammte einer kinderreichen Familie, in der rheinischer und schwäbischer Pietismus zusammentrafen. Dieses gesegnete Vätererbe wirkte sich auch in seinem Leben aus. Als junger Pfarrer in Witten steht er mit seiner entschiedenen Christusbotschaft während des durch die Gewaltmaßnahmen des NS-Staates ausgelösten Kirchenkampfes natürlich auf seiten der Bekennenden Kirche und übernimmt nebenher noch das Amt des Bundeswartes im Westdeutschen Jungmännerbund. Der Krieg mit seinen furchtbaren Folgen scheint die blühende Arbeit vernichtet zu haben, aber Johannes Busch geht sofort mit gläubigem Vertrauen wieder ans Werk. Das Gemeindepfarramt gibt er auf, um sich ganz der Arbeit an der Jugend als Bundeswart und Landesjugendpfarrer widmen zu können. Ein unermüdliches Dienst- und Reiseleben beginnt: Evangelisationen, Freizeiten, Jahresfeste, Mitarbeiterrüstzeiten. Johannes Busch war bis zum Tode ein Rufer zu Jesus und ein treuer Freund und Seelsorger seiner jungen Männer. Auf einer Dienstreise geschah der tragische Autounfall, an dessen Folgen er dann heimgehen sollte. EBERHARD BUSCH, einer seiner Söhne, hat dem Vater in diesem auch von persönlichen Erinnerungen durchzogenen Lebensbild ein Denkmal der Liebe und des Dankes gesetzt.